



Nr. 34.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 24. Mai.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Judas. Von Hermine Willinger. — Das Duell und seine Abschaffung. Von einem preussischen Richter. — Kompatipflanzen. Von Dr. Theodor Jaensch. — Herzensfang. Lustspiel in einem Akt von Hans Kopsen (Schlaf). — Stimmgedichte von Ludwig Janda. — „Nausi“, ein Musikdrama von Heinrich Zöllner. Von Ernst Otto Rodnagel. — Geheimnisse der Zivilisten. Von Hildegard Wilson. VI. — „Eine alltägliche Geschichte.“ (Theater.) Von F. R. — Kleine Kritik.

Judas.

Von

Hermine Willinger.

Es geschah, daß eines Tages ein Weib, einen Besen als Wahrzeichen ihres Berufes im Arm und an der Hand einen Buben, bei dem alten Doktor Frei eintrat. Er hatte brummig „Herein!“ gerufen und wandte nun den Kopf von seinem Tisch, auf dem eine Masse Tiegel und Töpfchen herumstanden; es sah alles wie eingeschert aus in dem kleinen, von einem mächtigen Ofen überhitzten Raum; das Männlein selber trug einen grauen Rock und auf dem Kopfe eine schwarze Perücke, unter der ihm das eigene graue Haar dicht hervorquoll.

„Was will Sie?“ herrschte er das Weib an. „Kommt man nur so herein?“

„Es thut mir leid, wenn ich verkehrt sollt' hereingekommen sein,“ lautete die Antwort; „aber es heißt, Sie seien ein Herr Doktor und hätten einmal Augen kuriert; könnten Sie dem Buben da helfen? — Er ist schein.“

„Ich praktiziere schon lang' nicht mehr,“ sagte der Doktor. „Mache Sie sich fort.“

„Nun,“ meinte das Weib, „wenn einer aber so ganz schein ist, — ich bin's wenigstens nur auf einem Aug', — aber schauen Sie einmal den da an —“ Und sie schob ihren Sprößling dem sich ärgerlich auf seinem Stuhl umdrehenden Mann hurtig zwischen die Beine.

„Hm,“ machte der Doktor und schaute sich das kleine Exemplar menschlicher Vorkommenheit verblüfft an: struppiges rotes Haar, dicht mit Sommersprossen überfärbte Wangen und zwei schielende Augen — dies war der Anblick, der sich ihm bot; er bemerkte aber auch zugleich, daß hier mit leichter Mühe geholfen werden konnte, und über seine Miene ging unwillkürlich ein Zug von Interesse — jedoch nur für einen Augenblick,

schon im nächsten schob er den Buben von sich weg und befahl der Frau zu gehen.

„Also es ist nicht zu helfen?“ fragte sie.

„Hm, das schon,“ gab er mißmutig zu, „aber ich habe keine Zeit.“ Damit drehte er sich um und gab sich wieder seiner Beschäftigung hin.

Eine Stunde mochte so verfloßen sein, als dem eifrig Arbeitenden plötzlich war, als höre er noch einen anderen Atem in der Stube, als seinen eigenen. Er wandte sich um; da stand das Weib noch auf demselben Platz mit ihrem Buben.

„Zum Teufel,“ fuhr der Doktor auf, „was will Sie noch?“

„Nun, ich hab' gedacht, ich wart', vielleicht haben Sie nachher ein wenig Zeit.“

„Ja, glaubt Sie denn, man macht so etwas im Handumdrehen, Sie obstinate Person? Jetzt geh Sie auf der Stelle und morgen kam Sie mir meinetwegen den Buben schicken; aber sauber muß er sein, sonst rühre ich ihn nicht an, sauber daß er glänzt.“

„Er soll glänzen,“ versprach die Frau und zwangte sich mit ihrem Besen und Buben durch die halböffene Thür, die sie aus Respekt nicht ganz zu öffnen wagte.

Im nächsten Augenblick wurde diese wieder aufgerissen und die Wirtschafterin des alten Herrn, den Marktforb am Arme, stürzte über die Schwelle.

„Was, um des Himmels willen, will denn die Straßenkehrfrau bei Ihnen, Herr Doktor, — so schmutzige Leut'!“

„Wer hätte sie abweisen sollen; was bleiben Sie so lange aus,“ brummte er.

„Herr Doktor, es ist Markttag; Sie wissen, Herr Doktor, daß wir in bescheidenen Verhältnissen sind und ich es für meine Pflicht halte, mir die Seele aus dem Leibe zu handeln. Hat sich vielleicht die Straßenkehrfrau, dieses Geschöpf, über mich beklagt?“

„Sie hat mich gebeten, ihren Buben zu operieren,“ lautete die Antwort.

„Was, den ruppigen Kerl!“ kreischte sie auf.

„Gerade weil er ruppig ist, helfe ich ihm; von so einem erwartet man auch nichts,“ sprach der Doktor. „Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe; Sie wissen, ich kann das aufgeregte Gethue nicht um mich leiden.“

Die Person schloß den Mund, nahm ihren Korb und begab sich in die Küche. Sie war eine treue Seele und hatte die guten Zeiten des Herrn Doktor mit erlebt, als noch wohlhabende Patienten bei ihm vorkamen. Allein er war ein unruhiger Kopf, den es von Versuch zu Versuch trieb, und da er sich nie die Zeit nahm, eine Sache gründlich zu betreiben, geschah es, daß er mit jeder neuen Broschüre, die er über seine ärztlichen Experimente in die Welt sandte, in den Augen seiner Fachgenossen tiefer sank, bis er schließlich ausgelacht wurde. Schnell entschlossen, ließ er seine Praxis im Stich und warf sich auf die Chemie; aber auch hier brachte ihn seine nimmer rastende Leidenschaft für Neuerungen und Entdeckungen fortwährend um das Errungene und zog auch andere in sein Mißgeschick hinein. Seine Freunde fielen von ihm ab, diejenigen, auf deren Beistand er gerechnet, ließen ihn im Stich, zuletzt blieb niemand übrig, der von seinen ferneren Bestrebungen Notiz genommen hätte, und er begegnete allenhalben nur Kälte, Hohn und Spott. So unter beständigen Aufregungen, Hoffnungen und Enttäuschungen zum alten Mann geworden, glaubte er sich vollkommen berechtigt, als verbitterter Menschenfeind der Welt den Rücken wenden zu dürfen. Da geschah es eines Tages, daß er nicht weit von der Stadt im Akerboden einen Stein entdeckte, der ihm fremd war. Er nahm ihn mit nach Hause, und die Versuche, die er mit seinem Fund anstellte, überraschten ihn derart, daß er sich sofort mit seinen Entdeckungen an einige Fachleute wandte und sie um ihren Beistand anging. Er stieß jedoch auf den Widerstand sämtlicher mineralogischen und geologischen Kapazitäten und beschloß nach diesem vergeblichen Versuche für sich allein die Brauchbarkeit seines Steines zu prüfen. Dies war nicht leicht, denn er besaß keine Mittel und mußte alles Erforderliche mühselig herbeischaffen und selbst bereiten. Allein er ließ es sich nicht verdrießen, sondern saß Wochen, Monate und Jahre, kochte und mischte seine Pulver, und Sommer und Winter brannte das Feuer in seinem irdenen Ofen.

In dieser stillen, in sich abgeschlossenen Existenz tauchte eines schönen Morgens die frischgewaschene Physiognomie des roten Buben auf, und der Doktor holte nach einem mürrischen Blick auf dieselbe seine Instrumente herbei und machte sich ans Werk.

Inzwischen segte die Mutter die Gasse; sie schielte nicht nur auf einem Auge, sondern war außerdem mit einer lahmen Hüfte behaftet. Diese Gebrechen schienen ihr jedoch nicht den geringsten Kummer zu verursachen, vielmehr war sie allen gesunden Menschen zum Trost stets guter Dinge, und fragte sie einmal jemand, wie es ihr gehe, antwortete sie nie anders als mit einem herzlich fröhlichen: „Gut — recht gut.“

Der Bub kam ihr nach der Operation mit verbundenen Augen entgegen. Die Hand des alten Mannes war nicht mehr so sicher als in seinen jungen Jahren; dies merkte er wohl, und daß es sein Patient dadurch nicht am leichtesten hatte. Dieser mußte jedoch nicht; er hatte überhaupt noch nie ein Wort in des alten Herrn Gegenwart geäußert. Um so verwunderlicher war es für diesen, als der Bube plötzlich, nach-

dem er erfahren, daß er kuriert war, sich mit einer wahren Galgenphysiognomie vor seinen Wohlthäter pflanzte, mit der Zumutung: „Jetzt machen Sie mir auch noch die roten Haare weg.“

„Hm, warum?“ fragte der Doktor.

„Weil ich Fritz heiß’ und sie mich in der Schule alle Scheeler, Koter und Judas nennen.“

„Scheeler wird Dich in Zukunft niemand mehr nennen,“ meinte der alte Herr; „aber die roten Haare, die sitzen fest, die kann ich Dir nicht wegnehmen. Nun fragt es sich, was es mit dem Judas für eine Bewandnis hat?“

„Vielleicht, weil ich anzeig’,“ meinte der Bube.

„Das ist’s,“ sagte der Doktor, „das wahre Judasgeschäft; — lasse es in Zukunft bleiben und mache jetzt, daß Du weiterkommst.“

Fritz ging.

Ungefähr vierzehn Tage nach der stattgehabten Operation — der Doktor hatte den Buben längst vergessen — wurde er eines Morgens durch ein heftiges Gezeter und Geschrei seiner Christine aus seinem Arbeitseifer gerissen. Da die Händel draußen kein Ende nehmen wollten, öffnete er die Thür und streckte den Kopf hinaus. Hier war eine große Schlacht; Christine fehlte nicht nur die Haube, sondern auch der Zopf; sie teilte fortwährend nach rechts und links Hiebe in die Luft aus, und um sie herum hüpfte ein kleines, rothaariges, teuflisch lachendes Ungeheuer und bearbeitete sie in wohlgezielten Hieben mit ihrem eigenen Zopf.

„Hm, hm,“ machte der alte Herr unter der Thür. „Christine!“

Sie schrie laut auf, bedeckte ihren kahlen Hinterkopf und flüchtete in die Küche. Der Bube trat, Christinens schwarzen Zopf nach sich schleifend, bei dem alten Herrn ein.

„Sie,“ sagte er, über die Schulter deutend, „hat mich nicht wollen rein lassen und Bettelbub geschimpft.“

„Was willst Du denn?“ fragte ihn der Doktor.

„Ich hab’ Ihnen nur sagen wollen, daß sie mich doch noch Judas nennen, und ich habe die ganze Zeit nicht angezeigt.“

Der Doktor nahm an seinem Tische Platz. „Wie alt bist Du?“

„Zehne.“

„Und wie lange gehst Du in die Schule?“

„Biere.“

„Wenn Du vier Jahre lang angezeigt hast, so mußt Du eben gerade so lange nicht mehr anzeigen, dann erst glaubt man Dir, daß Du kein Judas bist.“

„Auch wenn’s der Herr Lehrer gesagt hat?“

„Du wirst ihm wohl Veranlassung dazu gegeben haben?“

„Vielleicht, weil’s mich freut, wenn er vor Zorn grün wird.“

„Weißt Du, was das ist,“ fuhr der Doktor auf, „das ist häßlich! Und jetzt mache Dich fort; ich habe keine Zeit, und gib der Person den Zopf da zurück.“

Nachdem der Bube die Stube verlassen, erschien Christinens Kopf unter der Thür. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber hat der grauenhafte Bengel nicht meinen Zopf dagelassen?“

Der Doktor fuhr herum: „Lassen Sie mich zufrieden.“

„Solche Kreaturen muß man hereinlassen,“ jammerte sie,

„und der hat es nötig, sich zu beklagen, daß man ihn Judas nennt; der reine Verräter steht ihm fingerdick auf dem Gesicht geschrieben. Aber das schwöre ich Ihnen, Herr Doktor, so wahr ich meine Religion und meinen Glauben habe, wenn ich meinen Zopf nicht wieder bekomme, bringen mich keine zehn Pferde mehr vor die Hausthür.“

Da sie in demselben Augenblick bemerkte, daß sich eine Anzahl Weiber und Kinder draußen auf der Gasse versammelt, war sie im nächsten Augenblick vor der Thür, um zu sehen, was es gäbe. Lautes Gelächter empfing sie, alles deutete in die Höhe, die Kinder hüpfen vor Vergnügen, die Weiber hielten sich die Seiten. Christine trat auf die Gasse und schaute am Hause hinauf; über der Thür, recht im grellen Sonnenlicht, hing ihr schwarzer Zopf. Sie wollte in Thränen aufgelöst in des Doktors Stube eilen, um ihm das Unerhörte zu berichten, allein der alte Herr hatte fürsorglich abgeschlossen, was er immer that, so oft sich Christinens Gemüt im Zustande der Erregung befand; es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich ihrer Empörung auf schriftlichem Wege zu entäufeln. Frau Christine verkehrte solchergestalt nicht nur mit ihrem Herrn, sondern mit der ganzen Nachbarschaft und all den Menschen, die etwas im Hause oder mit ihr zu thun hatten; denn sie lebte mit jedermann auf dem Kriegsfuße, als ob sie sich verpflichtet fühlte, den stillen, verbissenen Menschenhaß ihres Herrn sozusagen ins Werthtätige zu übersezen. Was an Zärtlichkeit in ihrem Herzen wohnte, verschwendete sie an zwei Katzen, die sie sich heimlich hinter dem Rücken ihres Herrn aufgezogen, und deren Verteidigung gegen die Bosheit der Menschen sie nie zur Ruhe kommen ließ.

„Hm,“ meinte der alte Herr eines Tages, den Kopf von seiner Arbeit erhebend, „sollte der Junge wieder draußen sein?“ Es waren jedoch nur Weiberstimmen, welche an sein Ohr schlügen.

„Seien Sie doch nicht so hitzig,“ hörte er die eine sagen, „ich will ja weiter nichts, als dem Herrn Doktor den Lohn ablassen fürs Strafenfegen, dafür, daß er dem Buben geholfen; wenn mein Mantel auch nicht von Seide ist, weil ich keinen hab', so weiß ich doch, was unter anständigen Menschen der Brauch, und wir nehmen nichts umsonst —“

„Hör' einer,“ erwiderte sich Christine, „ist das ein Geschwät. — Glauben Sie dem, der Herr läßt sich etwas schenken? Nicht einmal zu Weihnachten von mir! Entweder Sie nehmen Ihren Lohn, oder Sie haben zum letztenmal vor unserer Thür gekehrt.“

Groß war ihre Enttäuschung, als sie tags darauf den Buben in der Arbeitsstube ihres Herrn vorfand.

„Wie kommt er herein?“ fragte sie.

„Durchs Fenster,“ höhnte der Bube mit einer wahren Teufelsfrage.

„O, Du Judas,“ leiste die Frau, „Du wirklicher, wahrhaftiger, rothaariger —“

„Christine,“ unterbrach sie der alte Herr, „das ist häßlich —“

„So, so,“ stotterte sie, „nun, wenn Sie glauben, Herr Doktor, daß ich mir von einem Bettelbuben — denn auf Bettel ist's ja doch nur abgesehen — in einer solchen Weise begegnen lasse, sind Sie im Irrtum, Herr Doktor, womit ich Ihnen gehorsamst gekündigt zu haben ankündige.“ Und Frau Christine schritt mit der Miene einer beleidigten Fürstin zur Thür hinaus. Der Doktor aber gab dem Buben, der in ein lautes

Hohngeschrei ausbrach, eine tüchtige Ohrfeige und wandte sich seiner Arbeit zu. Vor ihm auf dem Tisch stand ein kleiner Spiegel; in diesem behielt er den hinter seinem Stuhl stehenden Buben im Auge. Tritzens Interesse hatte sich der schwarzen Perücke zugewandt, an der er von Zeit zu Zeit leise mit dem Finger rührte. Plötzlich griff er in die Tasche und kam mit einem Bindfaden heraus; mit unglaublicher Vorsicht und Geduld wurde dieser an einigen Haaren der Perücke und so dann an den Stuhl festgebunden. Der Doktor blieb ganz ruhig, und der Bube ließ kein Auge von ihm. Dies dauerte eine Weile, dann löste er plötzlich den Bindfaden los und steckte ihn, einen tiefen Seufzer ausstoßend, wieder in die Tasche.

„Komme einmal da vor,“ sagte der Doktor, „und sieh mir ins Gesicht; Du hast ja jetzt gesunde Augen, was soll das Seitwärtschielen — es ist häßlich.“

Fritz bemühte sich, die Worte des alten Herrn zu befolgen, gab es jedoch schon nach einigen Versuchen auf.

„Rühre diesen Zopf um,“ befahl der Doktor, „damit Du etwas zu thun hast, und sage mir, warum Du überhaupt wiedergekommen bist?“

„Weil der Herr Lehrer mich doch noch Judas nennt, und ich habe ihm die ganze Zeit nichts mehr gethan.“

„Hm, das ist schön,“ sprach der alte Herr.

Fritz wurde rot bis in die Haarwurzeln; er stand ordentlich in Flammen; — wie klang das so anders als — das ist häßlich. — In tiefster Verwunderung schlug er die Augen zu dem alten Herrn auf, dann gab er sich, ganz Eifer, seinem Geschäft hin und hörte nicht auf zu rühren, bis man ihn heimjagte.

„Was will der Kerl eigentlich?“ fragte sich der alte Herr, „was hat ihn veranlaßt, den Streich mit meiner Perücke nicht auszuführen?“ Christine kam mit der Lampe und einer schlecht zubereiteten Speise. Der Doktor verstand die Rache. „Jede Kreatur ist heimtüchlich,“ murmelte er.

„O, Herr Doktor,“ seufzte Christine, „der Himmel bewahre Sie vor den Erfahrungen, die Sie noch an dem entsetzlichen Buben machen werden; denn bei uns ist nichts eingeschlossen, und der Himmel verzeihe Ihnen, daß Sie mich alte ehrliche Seele heimtüchlich nennen —“

„Haben Sie wirklich nichts Geheimen vor mir?“ fragte er.

Sie dachte augenblicklich an ihre Katzen, legte die Rechte aufs Herz und schwor unter feierlichen Thränen, ihre Seele liege vor dem Herrn Doktor da wie ein leeres Buch, nur könne sie es nicht ertragen, wenn der Herr Doktor von seinen Prinzipien abginge und gegen eine menschliche Kreatur, und noch dazu gegen eine so ruppige, die Güte selber wäre.

„Das bin ich nicht,“ brummte er, „ich lasse den Buben gewähren, weil es mich interessiert, worauf er's ablegt.“

„So,“ freute sich Christine, „haben Sie keine Angst, wir werden ihn fassen; — ich werde ihm aufpassen, und ich bin die Person, die noch alles auskundschaftet im Leben, und selber gehe ich auf die Polizei, Herr Doktor, das lasse ich mir nicht nehmen.“

Es war ihr fast unangenehm, daß volle vierzehn Tage vergingen, ohne daß sich der Bursche sehen ließ. Eines Tages aber trat er mit großer Wichtigkeit bei dem alten Herrn ein. „Was ist das?“ fragte er und legte eine halb verwelkte Pflanze vor ihn hin.

„Eine Kuckucksblume.“

„Ja,“ bestätigte Friß; hierauf zog er einen Stein hervor: „Und das?“

„Feldspat.“

Der Bursche nickte und steckte seine Herrlichkeiten wieder ein. Es war ihm offenbar ein Bedürfnis gewesen, den Gegenstand seiner Verehrung auf dessen Echtheit hin zu prüfen.

Christine kam früher als sonst mit dem Abendbrot; sie öffnete hier eine Schieblade, ließ dort einen Schlüssel liegen und setzte sich schließlich mit ihrem Strickzeug in die Schlafstube des Doktors, um von hier aus den Buben im Auge zu haben.

Der Doktor dachte: „So, nun kommt die Prüfung an Dich; wollen sehen, ob Du wiederkommst, wenn es nichts zu essen giebt.“ Aber die Bissen wollten ihm in Gegenwart des stummen Zuschauers nicht recht munden, und er war froh, als er Christinen bedeuten konnte, abzutragen. Als diese nach einiger Zeit wieder hereinkam, war der Bube fort; eifrig schaute sich die Frau in der Stube um, als sie plötzlich einen lauten Schrei ausstieß und den Doktor wie versteinert anstarrte.

„O, der Bösewicht,“ fluchte sie, „der Bösewicht — was habe ich gesagt — um des Himmels — Himmels willen!“

(Schluß folgt.)

Das Duell und seine Abschaffung.

von
einem preussischen Richter.

Bei dem hellen Lichte der Öffentlichkeit, welches die heutige Entwicklung der Presse über alle Gebiete unseres Volkslebens ergießt (soweit sie nicht durch gewisse Rücksichten auf die Minderjährigen beiderlei Geschlechts, denen ja auch die in den Familien gehaltenen Zeitungen schrankenlos zu Gebote zu stehen pflegen, von dieser Beleuchtung ausgeschlossen erscheinen), ist es kein Wunder, wenn jeder einzelne Fall des praktischen Universal-Mittels für gekränktes Ehrgefühl jeder Art und Schattierung überall eingehend und eifrig berichtet, erläutert und kritisiert wird. Und da pflegt sich denn jedesmal ein besonderer Punkt zu finden, auf welchen die Aufmerksamkeit des Lesers besonders hingelenkt wird, oder sich auch von selbst zu richten pflegt: bald ist es die Geringsfügigkeit der Veranlassung des Zweikampfs, bald wieder umgekehrt die daselbst geheimnisvoll umgebenden und auf sehr „interessante“ Beweggründe hindeutenden Umstände; in anderen Fällen ist es der Zusammenhang der Gelegenheitsursache mit irgendwelchen politischen oder gesellschaftlichen Tagesfragen, in anderen wieder die allgemein menschliche Empörung über die einem der beiden Teile zugefügte Unbill, die ihn zu diesem Schritte getrieben hat; endlich sind die besonderen Familienverhältnisse des einen und des anderen Teils ein Umstand, der vielfach die weitere Teilnahme wachruft. Dazu treten nun noch in allen irgendwie interessierten oder „Fach“-Kreisen die Erörterungen über die Art und Weise der Ausführung, über das Verhalten der Beteiligten vor und während der Handlung — kurz, es könnte fast grausam erscheinen, wenn man gewissen an Stoffen der wirklichen Anteilnahme und Unterhaltung ohnedies nicht übermäßig reichen Kreisen diesen Gegenstand so gänzlich entziehen wollte, wie dies die Abschaffung des Duells thun würde.

Jedenfalls ist es richtig, wenn man überhaupt eine ernste Absicht auf Erreichung dieses Zieles hat, das Duell auch mit dem zu behandeln, was es als sein Haupterfordernis für sich selbst in Anspruch zu nehmen pflegt: mit Mut — und zwar mit dem Mut, den Stier bei den Hörnern zu fassen, das heißt, es da anzugreifen, wo es den festesten Rückhalt findet: im

See, bei den Offizieren. Freilich muß ich diesem augenblicklich gerade häufiger und mit Geschick behandeltem Standpunkte gegenüber hervorheben, daß der stärkste Rückhalt des Duells begrifflich ganz wo anders liegt. Das ist der Punkt, und ich möchte ihn die Citadelle des Duells nennen, wo es eine Pflicht der Ehre des Mannes zu sein scheint, irgend eine verletzte weibliche Ehre zu der seinigen zu machen. Ist dies doch sogar der Punkt, in welchem, wenigstens nach einer in anderen studentischen Kreisen verbreiteten Annahme, selbst die Satzungen der auch das sogenannte studentische Duell, die einfache „Mensur,“ ausschließenden protestantischen Verbindung „Wingolf“ das Duell in zwei Fällen ausdrücklich zulassen.

Ein ziemlich allgemein angenommener Lehrsatz ist es ja, daß der innere Grund des Zweikampfs überhaupt im Ehrgefühl liege. Da nun der Offizierstand ein solcher sei, welcher ganz besonders über Bewahrung seiner Ehre zu wachen habe, so — ergibt sich die weitere Folgerung von selbst. Ich bin weit entfernt, die Nichtigkeit dieser begrifflichen und logischen Herleitung aus dem, was man Ehrgefühl nennt, zu bestreiten; es wird sich daher, wenn man über das Duell sprechen und handeln will, nicht umgehen lassen, diesen Begriff etwas näher zu untersuchen, oder, um uns der Ausdrucksweise der hier vorzugsweise beteiligten Kreise zu nähern, einer Ahnenprobe in Bezug auf seine Abstammung, den Adel der sich darin ausdrückenden Gesinnung u. s. w. zu unterwerfen. Es wird dies um so nötiger sein, als neulich erst ein hochstehender Mann, kein geringerer als der preussische Kultusminister v. Gösler, recht häßliche Dinge über ein gewisses „Ehrgefühl“ gesagt hat und zwar in einem aus Veranlassung der Selbstmorde bei Schülern erlassenen Rundschreiben. Doch darauf wollen wir nachher zurückkommen.

Sehen wir uns unbeschadet dieser begrifflichen Herleitung und Ursache doch auch einmal den praktischen Hergang bei den meisten Duellen an, und zwar derjenigen, bei welchen nicht der oben erwähnte Punkt des „Ewig-Weiblichen“ mitspielt. Der Zweikampf kommt in diesen anderen Fällen gewöhnlich deshalb zu stande, weil der eine Teil oder beide eine Dummheit begangen haben, die entweder verdeckt werden soll, oder die man sich schämt einzugehen, oder endlich die man als solche einzusehen noch zu dumm ist. Die nahe Verbindung, in welche der studentische Ehrenkodex den Ausdruck „dumm“ mit dem Duell setzt, scheint also unbenutzt auf jenen inneren Zusammenhang hinzudeuten. Zu jedem einzelnen der oben bezeichneten drei Hauptgefühlsregungen gefellt sich dann gewöhnlich der mit der erwähnten Verstandeseigenschaft so gern sich verschwisternde Trotz, welcher zeigen will, „wer ich bin,“ und der dringenden Wunsch, denjenigen zu strafen, der das nicht einsehen will, bzw. sich an ihm zu rächen. So ist dieses „Ehrgefühl“ gewöhnlich nach seinem Kern beschaffen. Ungefähr dieselbe Sammlung und Stufenfolge von inneren Vorgängen finden wir ja auch bei dem Tertianer, der sich tothschießt, weil er nicht nach Sekunda gekommen ist. Wie der Duellant schließlich durch die oben erwähnten Regungen zu dem lebhaften Wunsche sich gedrängt fühlt, sich für alle diese unangenehmen Empfindungen an dem lieben Nächsten, der gerade die Ursache davon zu sein scheint, zu rächen, so kommt auch der sitzengebliebene Tertianer zuletzt auf den Gedanken, sich an dem Lehrer, den er als die Ursache seines Mißgeschicks betrachtet, dadurch zu rächen, daß er diesen, da er ihn nicht „fordern“ kann, an den moralischen Pranger stellt, die Ursache seines Selbstmordes gewesen zu sein. Es ist das die uralte Logik des sich über seine erfohrenen Hände freudigen Jungen, weil ihm sein Vater „keine Handschuhe nicht kost.“ Die wohlklingende öffentliche Mitteilung über einen solchen Schüler-Selbstmord bezeichnet ihn selbstverständlich als aus „getränktem Ehrgefühl“ hervorgegangen.

Ungefähr dieselbe Sorte „Ehrgefühl“ ist es also, aus welchem die meisten Duelle hervorgehen — beim Civil. Nicht beim aktiven Militär; hier sorgen die Ehrengerichte, bei denen jeder Teil gehört wird und vollständig nicht nur zu Worte kommt, sondern sogar genötigt wird, seine Beschwerden und

Beweggründe vollständig darzulegen, in fast völlig ausreichender Weise dafür, daß hier nur die ganz ersten und schweren Fälle schließlich zum Zweikampf führen können. Daß freilich auch diese sehr anerkanntswerte Seite und Thätigkeit der Ehrengerichte nicht ohne ernste Bedenken ist, hat der neuliche bellagensewerte Fall in Mainz gezeigt, wo ein Premier-Lieutenant, der sich von einem Hauptmann benachteiligt glaubte, diesen meuchelmörderisch überfiel und niederschloß — weil und nachdem das Ehrengericht seine früher erfolgte Forderung des Hauptmanns als unbegründet verworfen hatte. Allein gerade die Seltenheit dieses Falles unter so vielen tausenden durch den Spruch der Ehrengerichte verhinderten Zweikämpfen zeigt deutlich und überzeugend, daß es doch möglich ist, diese Handlungen des verletzten Ehrgefühls durch Erwägungen des ruhigen Verstandes bei anderen zu unterdrücken.

Wenn wir nun weiter das Ehrgefühl bei den Veranstaltungen des Duells als mitwirkend und thätig annehmen, so ist es in gewissem Sinne weniger das der beiden Hauptbeteiligten, als das der dabei irgendwie mit thatenden oder ratenden Dritten. Es ist ein alter und doch immer wieder (so auch z. B. wieder von Zola im Pot-bouille) wirksam angewandter Roman- und Lustspiel-Scherz, zu zeigen, wie der Held des Duells erst durch die musterhafte Strenge der Anschauungen über alles, was Ehre heißt und damit zusammenhängt, bei seinen Ratgebern dazu gebracht wird, die verhängnisvolle Forderung zu stellen oder anzunehmen. Dieses Bild entspricht durchaus der Wirklichkeit. Es würde kein einziges der oben gekennzeichneten Duelle ausgefochten werden, wenn jeder, der dazu rät, auch mit auf sich schießen lassen müßte.

Aber wir dürfen uns, wenn wir wirklich ernsthaft die Abschaffung des Duells anstreben wollen, nicht damit begnügen, uns diese leichten Fälle anzusehen; denn diese stehen und fallen, wie heutzutage die Sache liegt, nur mit den schweren, und wir müssen daher die Citadelle des Feindes selbst unmittelbar angreifen. Gestatten Sie, daß ich mich hierzu bei der Schwierigkeit des Angriffs eines verdeckten Ganges (sogenannten Sappe) bediene. Als neulich die leider unbejätigt gebliebene Nachricht verbreitet wurde, es seien auf Anordnung des Kaisers erschwerte Grundsätze über das Duell im Heere zur Anwendung empfohlen, da befand sich darunter auch der, daß das Duell bei Familienvätern überhaupt nicht gestattet sein solle. Von beteiligter Seite wurde unmittelbar darauf bemerkt, es sei nicht abzusehen, weshalb ein verheirateter Mann eine andere Ehre haben solle, als ein unverheirateter. Das ist nicht nur einfach, sondern mindestens doppelt richtig; denn er hat außer seiner eigenen auch noch die Ehre seiner Frau, vielleicht noch von Töchtern zu verteidigen. Allerdings ist hierbei von vornherein bemerken, daß die Ehre einer Frau oder eines Mädchens, die als ihren feinsten Anker nur den Degen oder die gezogene Pistole ihres Gatten oder Vaters haben soll, überhaupt nicht als sehr sectig angesehen werden dürfte. Ist es aber wirklich keine schon an sich reparaturbedürftige, sondern eine wirkliche echte und volle Ehre, welche ohne Schuld ihrerseits durch List, Betrug oder Lüge angegriffen oder, was hier daselbe ist, geschmälert wird, dann kann doch nicht mehr von einem wirklichen Duell die Rede sein, das ja auf beiden Seiten Ehrenhaftigkeit voraussetzt. Ein solcher Beleidiger hat sich durch sein Verhalten selbst als ein Lump gekennzeichnet, dem gegenüber, wenn man sich nicht auf den christlichen Standpunkt der Verzeihung stellen kann, was man keinem gegen seinen Willen zumuten soll, allein der alte römisch-rechtliche Grundsatz von der erlaubten unmittelbaren Selbsthilfe angemessen erscheint. Allerdings ist eine solche Selbsthilfe mit einem geordneten Staatswesen nur so verträglich, daß sie als Ausnahme für den einen Fall der Enttappung in flagranti zugelassen wird, während sie im übrigen sonst nicht stattfinden darf. Aber hier muß die Sitte und auch das Recht helfend eingreifen. Wenn wir Gesetze wie in England und Amerika hätten, welche den ein weibliches Wesen irgendwie benachteiligenden Umgang mit demselben unter schwere Vermögensbußen stellen würden, dann würden wir nicht so

laut und nicht so unbekümmert die halb wahren, halb erfundenen Liebesabenteuer junger Mars- und anderer Söhne hören und weiter erzählen hören, als dies heute der Fall ist. Und wenn die Sitte der wirklich guten Gesellschaft nicht die That selbst (das wollen wir ihr nicht zumuten, das kann sie nicht selbst Fürstensöhnen und Fürstinnen gegenüber), aber jedes Bekanntwerdenlassen derselben unachtsamlich mit einer streng durchgeführten Achtung des betreffenden Jünglings — und trüge dieser einen noch so glänzenden Namen und eine noch so schöne Uniform oder noch so viele Orden — ahnden würde, dann würde sich auch für die Verletzten die Möglichkeit finden, das natürliche Rachegefühl wenigstens soweit zu unterdrücken, um nicht zu dem rohen und immer noch unzweckmäßigen Mittel des Duells zu greifen.

Will man also den Verfechtern des Duells diesen letzten und wirksamsten Verteidigungspunkt entziehen, dann schaffe man — um Gottes willen nicht im Strafrecht, wie der „Männerbund zur Bekämpfung der Unsitlichkeit“ will, sondern — im Civilrecht, welches ja glücklicherweise als Privatrecht auch für und gegen das Militär gilt, eine Möglichkeit, Verlezer weiblicher Ehre in That oder Wort mit empfindlichen Vermögensnachteilen zu Gunsten der Geschädigten heimzusuchen. Man wende hier nicht die Gefühle ein, aus denen der in der Atmosphäre höherer Bildung erzogene Bruder des leichtsinnigen Mädchens in Sudermanns „Ehre“ das Angebot der Geldabfindung durch den alten Kommerzienrat als die tödlichste Schmach empfindet. Es ist etwas ganz anderes, ob eine Summe von fünfzigtausend Mark als eine freiwillige Abfindung gegeben und angenommen wird, oder ob sie erstritten und als Recht zuerkannt verlangt werden kann. Wir haben bekanntlich ein ähnliches Gesetz, aber nur für die äußersten Folgen und mit einer nur auf das Notwendigste zur finanziellen Entschädigung hierfür beschränkten Wirkung, das demzufolge natürlich meist nur für die niederen Klassen des Volkes in Wirksamkeit tritt. Aber hier wird diese Zuerkennung einer Geldentschädigung so verhältnismäßig unbedeutend uns diese in Bezug auf das Verlorene und die wirklichen Aufwendungen erscheinen mag, in den beteiligten Kreisen geradezu als eine wenigstens teilweise „Wiederherstellung der Ehre“ empfunden. Es kommen in der Praxis der Gerichte zahlreiche solche Fälle vor, in denen von vornherein die Möglichkeit, von dem Schädiger etwas zu erlangen, durch seine volle Vermögenslosigkeit absolut ausgeschlossen ist, und doch seine Beurteilung zu den sogenannten Alimentsleistungen dringend angeht, weil die Klägerin und noch mehr ihre Familie darin für sie eine moralische Genugthuung erblickt. Und kann man dieses Gefühl ein ungefundenes nennen? Man sollte es doch wenigstens für natürlicher und verständiger erklären müssen, als wenn der Vater oder Bruder der Betroffenen noch verpflichtet sein sollte, sich obendrein von dem Beleidiger totschießen zu lassen. Und warum sollen wir dies nicht mit entsprechenden Abänderungen und Ausdehnungen ebensogut auf die Verhältnisse und Gewohnheiten der höheren Klassen ausdehnen, wie in England und Amerika. Man darf sicher annehmen: die Möglichkeit, daß das Duell in England vor einigen Jahrzehnten abgeschafft werden konnte, hing mit jener gesetzlichen Möglichkeit eng zusammen.

Damit würde ein großer Teil der erwähnten „schweren“ Fälle, welche heutzutage noch für eine grundsätzliche Notwendigkeit des Duells angeführt werden können, für diese Beweisführung wegfallen. Es bliebe eine zweite Klasse dieser „schweren“ Fälle, in denen es sich um die unmittelbare Störung des ehelichen Besitzes, um Eingriffe in die Rechte des Ehestandes handelt. Man sagt, das Gebot der Ehre fordere hier von dem benachteiligten Gatten, daß er den Störer seines Ehefriedens fordern könne und müsse. Geht man hier der Sache aber näher auf den Grund, so wird man zugeben müssen, daß dies doch nur dann und unter der Bedingung einen Sinn haben kann, wenn der benachteiligte Ehegatte trotz dieses Eingriffs in seine Rechte die Ehe fortsetzen will. Denn wenn er, wozu ihm ja das bürgerliche Gesetz heute wohl in allen Staa-

ten Europas außer Rußland die Möglichkeit giebt, auf Grund eines solchen Falles das Eheband thatsächlich und rechtlich trennt, so wäre es doch höchst sonderbar, daß er der Ehre eines Weibes wegen, deren Lebensweg für alle Zukunft von dem feinigem getrennt werden wird, sich noch in solche Umstände und Gefahren begeben soll. Denn das Duell hat hier doch nur insofern Verbindung mit dem Ehrbegriff, daß der Gatte die vernichtete Ehre seiner Gattin an dem Verführer rächen soll. Ist aber die Entdeckung solcher Umstände zugleich der Scheidepunkt der bisher verbundenen Geschichte, so kann mich doch die Ehre einer mir von diesem Augenblick an fremd werdenden Person nichts mehr angehen. Die eigene Ehre aber kann doch überhaupt nicht durch Handlungen anderer, selbst Nahestehender, besetzt werden! Dies würde erst der Fall sein, wenn ich mich zum Mitschuldigen der ehelichen Handlung mache. Ein Verdacht hierfür kann nun allerdings entstehen, wenn die Ehe trotz jener Entdeckung fortgesetzt werden soll, und für diese Fälle ist recht eigentlich das Duell gemacht. Für den hier zu erreichenden Zweck scheint es wie erfunden und geradezu unentbehrlich zu sein. Es wird dadurch gewissermaßen ein Strich durch die Vergangenheit gemacht, und von der Gesellschaft soll dann auf Grund des stattgehabten Duells, mag der Störer dabei getötet werden oder nicht, die Sanktion erworben werden, nimmehr wieder ein neues ganz reines Konto der ehelichen Liebe und Treue anzulegen. Aber ganz abgesehen von dem doch auch immer möglichen Falle, daß umgekehrt der Verführer den beleidigten Gatten noch dazu über den Haufen schießt, glaube ich nicht, daß die Gesellschaft heute noch die Naivität und Gutmütigkeit hat wie früher, um sich mit dem den Anstands Rücksichten gebrachten Opfer eines Duells zu begnügen und die dann fortgesetzte Ehe wieder ebenso rein und frisch anzunehmen wie früher. Der Wahrspruch der Mitschwestern der Eigentümerin der „wiederhergestellten“ Ehre wird in der heutigen Gesellschaft über sie nach dem Duell vielleicht noch schärfer sein als vorher. Und er? Ich bin weit entfernt, es hier absolut als Verbrechen und Ehrofsigkeit hinzustellen zu wollen, wenn der getränkte Gatte schließlich in einem solchen Falle sich doch für die Fortsetzung der Ehe entscheiden will. Aber da dies die Verzeihung an die nach unseren Begriffen doch nun einmal Hauptschuldige voraussetzt, so ist nicht leicht zu verstehen, weshalb denn an dem Mitschuldigen zu diesem Zwecke erst blutige Rache geübt werden muß; zumal da dieses Mittel doch auch durch die dabei erfolgende Niederlage oder Tötung gerade des „Mächers seiner Ehre“ dem Zwecke schnurstracks zuwiderlaufen kann. Jedenfalls hat es hier die „Gesellschaft“ in der Hand und erscheint dazu verpflichtet, dieses Mächeramt dem einzelnen abzunehmen: nicht durch eine Handlung, welche an den Zufall appelliert, sondern durch die unachrichtliche strenge Achtung und Ausschließung desjenigen, das heißt des männlichen Teils, der das Recht der Ehe verletzt hat. Wie es heutzutage gerade die verkehrte Anschauung und Trägheit der gesellschaftlichen öffentlichen Meinung ist, die dem beleidigten Gatten die Pistole in die Hand drückt, besonders, wenn er seinem Nebenbuhler nicht das Feld räumen, sondern es behaupten will, so müßte es gerade die Aufgabe eines neu erstarkenden Gesellschafts-Bewußtseins sein, in solchem Falle das Mächeramt selbst zu übernehmen: unblutig, aber desto wirksamer.

(Schluß folgt.)

Kompaßpflanzen.

Von

Dr. Theodor Jaenisch.

I.

Es ist bekannt, daß unter den Einflüssen, welche auf den Lebensverlauf und die Formgestaltung der pflanzlichen Wesen einzuwirken vermögen, das Licht einer der mächtigsten und bestimmendsten ist. Ohne Licht — das lehren uns

Beobachtungen, welche Tag für Tag mit Leichtigkeit zu wiederholen sind — würde es kein Waldes- und Wiesengrün geben; nur die bleichen Gestalten des Gewächsreiches würden die Erde bevölkern; und die Hauptmasse dazu dürften, vielleicht in ungeahnter Größenentwicklung, gleich den wälderbildenden Riesenchampignons in Jules Vernes fabelhafter Reise nach dem Erdmittelpunkte, wahrscheinlich die Pilze stellen. Die gesamte Ernährung der Pflanzenwelt, wie sie thatsächlich vor sich geht, wäre ohne die Strahlen der Sonne unmöglich; ein Verlust ihres grünen Kleides würde für die Gewächse gleichsam nur das äußere Merkzeichen der gleichzeitig erfolgten Einbuße einer Fähigkeit sein, die sie vor der Tierwelt auszeichnet: den Aufbau ihres Leibes aus Bestandteilen zu bewerkstelligen, wie sie das Reich der Leblosen darbietet. Eine Welt von Schmarozern und Mobergästen müßte bei Lichtmangel den einzigen Schmutz der Erde bilden.

Ja, auch das ließe sich auf einen Gedankensprung ins Bodenlose hinaus: denn die Schmarozern sünden keine Wirte. Da kein Tier ohne lebeweltliche Nahrung bestehen kann, so muß es entweder seinesgleichen verzehren oder zur Pflanzenkost greifen. Im gegenseitigen Vernichtungskriege würde sich also Pflanzen- und Tierwelt bald erschöpfen, ohne daß eine Ergänzung aus den unlebenden Stoffen des Bodens oder des Luftkreises stattfände: es hätte nicht einmal zu ihrer Entstehung kommen können.

Nach Maßgabe seiner uns bisher bekannten Erscheinungsformen muß ein Leben ohne Licht uns überhaupt undenkbar erscheinen.

Auch unter den Ursachen, die die verschiedenen sogenannten Reizerscheinungen in der Pflanzenwelt hervorrufen, spielt das Licht eine hervorragende Rolle.

Man könnte schon die allbekannte Einwirkung auf das Wachstum hierher rechnen. Licht verlangsamt das Wachstum: und zwar in demselben Grade, wie es die Ernährung begünstigt. Im Dunkeln wachsende Stengel strecken sich mit viel bedeutenderer Geschwindigkeit in die Länge, als solche, die zum Lichte gelangen; in der Nacht ist das Wachstum stärker als am Tage. Es wird dann verarbeitet, was am Tage erarbeitet ist. So wirkt der Wechsel von Tag und Nacht ausgleichend auch auf das Pflanzenleben.

Man hat hieraus lange Zeit hindurch irrige Schlüsse in Bezug auf die mancherlei Bewegungserscheinungen an wachsenden Pflanzenteilen gezogen. Bei einseitiger Belichtung krümmen sich die meisten Pflanzenstengel an ihren wachsenden Enden dem Lichte zu; jede Zimmerpflanze giebt Aufschluß hierüber. Am auffallendsten ist die Erscheinung bei jungen, aus Samen gezogenen Keimpflänzchen. In Reich und Glied stehen sie, wo man ihrer viele beisammen hat, gleichmäßig nach dem Fenster gerichtet. Dreht man den Topf, worin sie stehen, um, so bieten sie nach Verlauf eines halben, spätestens ganzen Tages den entgegengesetzten Anblick. Waren sie schon etwas größer, so erscheinen sie nun wie geknickt an der Stelle, wo sie die Schwenkung vollzogen haben.

Im Freien ist nichts dergleichen zu beobachten. Hier wirkt das Sonnenlicht den ganzen Tag über gleichmäßig ein; es kommt von allen Seiten und kann keine dauernde Ablenkung hervorrufen. Doch giebt es auch Ausnahmen; freilich nur scheinbare. Die allbekannte Sonnenrose (*Helianthus annuus*), auch Sonnenwende (französisch *tourmesol*), ist ein solches Beispiel. Ihr großer, tellerförmiger Blütenstand folgt deutlich tagsüber dem scheinbaren Laufe der Sonne. Die Erklärung liegt aber nicht ferne: hier ist die unmittelbare Einwirkung des unzerstreuten Lichtes stark und rasch genug, um einem allmählichen Ausgleich auch für das unbewaffnete Auge zuvorzukommen; so dreht sich der blütenforttragende Stengel im Kreise, und die Augenfälligkeit dieser Wirkung hat dem Gewächse den Namen verliehen.

Auch die Eigentümlichkeit des Standortes kann Abweichungen von dem gewöhnlichen Verhalten im Freien wachsender Pflanzen hervorrufen; doch soll hiervon an anderer

Stelle, und nur so weit die Rede sein, als es bei dem für die vorliegende Darstellung in Betracht kommenden von Belang ist.

Im allgemeinen gilt das Gesagte von den oberirdischen Theilen des Pflanzenkörpers überhaupt; Wurzeln dagegen zeigen meist die entgegengesetzte Reizbarkeit. Sie krümmen sich vom Lichte weg. Doch kommt letzteres auch bei oberirdischen Luftwurzeln vor; auch bei manchen Ranken: ja sogar Laubsproszen, wie denen des Epheus, so lange er klettert. Die blütentragenden Sprosse alter, vieljähriger Epheustöcke wenden sich wieder dem Lichte zu. In Berlin hat man, wie sonst selten in großen Städten, an hohen Mauern und alten Fäulen die mannigfaltige Gelegenheit, beides nebeneinander zu sehen; wo sie von Epheu berankt sind, unterscheidet man leicht die bekannten, spitz-dreilappigen Blätter der klimmenden Zweige von den lang-rautenförmigen der abstehenden Blättersprosse. Die einen schmiegen sich mit ihren Kletterwurzeln, die sie büschelweise entwickeln, der Unterlage dicht an und fliehen das Licht; die anderen verhalten sich umgekehrt. Die Ursachen dieses Unterschiedes können nur in inneren, lebensbaulichen Verhältnissen liegen, von denen wir uns bis jetzt noch keine Vorstellung zu machen vermögen.

Man hat die beiden Arten der Reizwirkung des Lichtes, wie sie an dem eben erwähnten Beispiel in die Erscheinung treten, als positiven und negativen Heliotropismus, also Sonnenwendigkeit und Sonnenflüchtigkeit, die gesamten hierher gehörigen Erscheinungen aber als „Heliotropismus“ überhaupt, Sonnenwendigkeit im allgemeinen bezeichnet. Man spricht demnach von lichtwendigen, und lichtscheuen oder lichtflüchtigen Pflanzen oder Pflanzenteilen, und hat damit eine kurze Bezeichnung für die uns im Grunde ihres Wesens noch tief verschleierte Vorgänge geschaffen, die doch nicht wertlos ist. Nur Schritt für Schritt läßt sich die Natur ihre Geheimnisse abringen; aber selbst Namen können solche Schritte darstellen, wenn sie passend gewählt sind und wenigstens das Äußerliche der Erkenntnis treffend wiedergeben. Sie vermitteln dann eben ein schnelleres Fortschreiten, weil sie ein schnelleres Denken begünstigen.

Im einzelnen sind die erwähnten Ausdrücke so zu verstehen, daß die Einzelgebilde des Pflanzenkörpers sich, jedes nach seiner Art, überhaupt gesetzmäßig zum Lichte stellen. Die Blätter thun es meist quer zur Richtung des einfallenden Strahles; sie sind nach Darwins Ausdruck „diacheliotropisch“, querlichtwendig. Genau genommen heißt dies indes nichts anderes, als daß ihre Oberseite sonnenwendig, ihre Unterseite sonnenflüchtig ist; somit ist die Querschichtung der Blätter nicht eine besondere Art, sondern nur ein besonderer Fall der Lichtwendigkeit überhaupt.

Die Bewegungen, die nötig sind, um die noch nicht ausgewachsenen und somit allein noch wachstumsfähigen Blätter in die erforderliche Lage zu bringen, geschehen meist, wo ein solcher vorhanden ist, durch Krümmungen oder Drehungen des Blattstiels; sonst auch durch solche des Blattgrundes oder des ganzen Blattes. Das Ergebnis ist dann, daß die fertigen Blätter dauernd eine Lage einnehmen, welche im Durchschnitt für die ihnen erwünschte Beleuchtung am günstigsten ist. Im Freien führt dies meist dazu, daß das Laub seine Oberfläche mehr oder weniger wagerecht und nach allen Richtungen der Windrose ausbreitet. Es giebt jedoch auch senkrecht gestellte Blätter, wie die der australischen Gummibäume (Eucalyptusarten), die die bekannten schattenlosen Wälder Neuholands möglich machen. Bei ihnen strebt der Rand zum Lichte und verhindert so eine zu starke Bestrahlung und Verdunstung der Flächen, welche in jenen schon ziemlich trockenen Gegenden verhängnisvoll werden müßte. Auch hier stehen aber im ganzen die Blätter strahlig nach allen Richtungen vom Stamme ab.

II.

In letzter Zeit hat nun eine nordamerikanische Steppenpflanze durch ihr ganz eigentümliches, scheinbar stark abweichendes Verhalten in erwähnter Hinsicht die wiederholte Aufmerk-

samkeit der botanischen Forschung auf sich gezogen. Sie führt den lateinischen Namen *Silphium laciniatum* und gehört zur bekannten Sippe der Körbchenblütler, insbesondere in die nähere Verwandtschaft der Sonnenrosenartigen. In Amerika ist sie unter dem Volksnamen der Terpentinpflanze (*terpentine plant*) oder des Gummikrautes (*rosin-weed*) bekannt, und ihr Vorkommen erstreckt sich durch das gesamte nordamerikanische Steppengebiet zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi, gen Süden bis Texas.

Unter den Jägern und Ansiedlern des Westens hatte ihr indes die hier fragliche Eigentümlichkeit längst schon einen anderen Namen eingetragen. Sie bezeichneten sie als die Kompasspflanze, „the compass plant of the prairies,“ wie uns Asa Gray berichtet. Auf sie beziehen sich Longfellow's Verse in dem bekannten Gedicht „Evangeline,“ die er dem tröstenden Priester in den Mund legt:

„Schau auf das zarte Gewächs, das sein Haupt von der
Matte emporhebt,
Sich seine Blätter, gen Norden gewandt, getreu, dem
Magnet gleich;
Das ist die Kompassblume, die Gottes Finger gepflanzt hat
Hier in der heimlosen Wildnis, dem Wander die Wege
zu weisen
Über die meergleiche, psadlose Erde der endlosen Steppe.“

„So in der Seele des Menschen der Glaube,“ fährt der Priester fort.*

Daß jedoch der Dichter die Pflanze niemals selbst gesehen, geht aus dem Umstande hervor, daß er sie als „zart“ bezeichnet; denn sie ist eher das Gegenteil und wird nach Hooker's Angabe nicht weniger als acht Fuß hoch; überhaupt ähnelt sie äußerlich der derben gewöhnlichen Sonnenblume. Er kannte sie nur aus persönlichen Mitteilungen des Generals Atwood, welcher sie in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts beobachtet hatte.

Die fragliche Eigenheit war nun ebenso oft geglaubt wie von der strengen Wissenschaft wieder bezweifelt worden; neuerdings hat sie jedoch durch einwandfreie Versuche ihre endgültige Bestätigung und Erklärung gefunden. Auch Beobachtungen an Ort und Stelle, die in ausreichender Anzahl von den beiden Botanikern Gray und Hooker angestellt wurden, haben zu dem gleichen Ergebnis geführt.

Danach stellen sich die Blätter dieses merkwürdigen Gewächses nicht bloß senkrecht, sondern unter den noch näher zu beleuchtenden Umständen sämtlich in die Mittagsebene. Ihre Ränder schauen sämtlich nach Norden oder Süden, ihre Flächen nach Osten oder Westen. Sie weisen in der That die vier Himmelsrichtungen.

Sucht man sich dieses überraschende Verhältnis anschaulich vorzustellen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß bei der gleichen Richtung aller Flächen das Laubwerk überall einen Durchblick in der Nord-Süd-Richtung und umgekehrt gestattet wird, in der Ost- oder Westrichtung dagegen größtenteils wehren muß. Die Blätter stehen zeitig; sie sind insgesamt in gleich gerichtete Lotebenen verteilt.

In den botanischen Gärten hatte sich aber die Erscheinung anfangs nicht bewahrheitet. Dies liegt daran, daß sie sich vollkommen ausgeprägt nur an trockenen, sonnigen Standorten, und besonders bei auf dürrer Boden erwachsenen, nicht allzu üppigen Pflanzen zeigt, wie es eben in jenen amerikanischen Steppen der Fall ist. Als sie Professor Stahl zu Jena unter Berücksichtigung dieses Umstandes in Zucht nahm, hatten die Versuche Erfolg.

* „Look at this delicate plant that lifts its head from the meadow,
See how its leaves are turned north, as true as the magnet;
This is the compass flower, that the finger of God has planted
Over the sea-like, pathless, limitless waste of the desert.
Such in the soul of man is faith.“

Demselben Forscher gelang es auch nachzuweisen, wie sich die auffallende Erscheinung denen der allgemeinen pflanzenweltlichen Lichtwendigkeit einordnet. Zugleich zeigte er, daß man dasselbe in gleicher Ausgeprägtheit bei einer einheimischen, ebenfalls zu den Korbträgern gehörigen Pflanze beobachten kann, die er denn auch vorzugsweise zu seinen Versuchen benutzte. Es ist dies der wilde Lattich (*Lactuca scariola*), ein Gattungsverwandter des auf üppigem Gartenboden gehegten Hauslattichs, den wir besser unter dem Namen des Kopf- oder Hauptsalates kennen. Ubrigens meint Stahl wohl mit Recht, daß nach Ventung der allgemeinen Aufmerksamkeit auf diese Erscheinungen sich die Zahl der sie darbietenden Gewächse bald erheblich vermehren werde; einige Pflanzen, die sie in geringerem Grade zeigen, führt er selbst schon auf. Auch sie gehören der genannten Pflanzenfamilie an.

Genauere Beobachtungen über die Sonnenwendigkeit im Allgemeinen haben ergeben, daß bezüglich der Reizbarkeit der Pflanzen kein besonderer Unterschied zwischen dem unmittelbaren Sonnen- und dem gewöhnlichen, zerstreuten Tageslichte festgestellt werden kann, ja daß sich der Einfluß des letzteren in den weitaus meisten Fällen als der überwiegende erweist. Dies ist jedoch nur die Folge davon, daß das Tageslicht im Allgemeinen weit öfter und länger einwirkt als die unmittelbare Strahlung der Sonne. Auch Zimmerpflanzen, die sich zum Fenster hin neigen, erhalten ja von dort her den Hauptteil des ihnen zugemessenen spärlichen Anteils an der lebenspendenden Gabe durch Zurückstrahlung aus der Umgebung und dem Luftraum.

Hier von bilden nun der deutsche Wildlattich und das amerikanische Gummitraut eine Ausnahme durch ihre verstärkte Empfindlichkeit. Ihre Laubteile äußern eine weit bedeutendere Rückwirkung auf unmittelbare Sonnenbestrahlung als auf gewöhnliche Tagesbeleuchtung. Damit ist aber die scheinbar artliche Abweichung in ihrem Verhalten auf einen bloßen Stärkeunterschied zurückgeführt — eine Qualität auf eine Quantität: worauf alle naturwissenschaftlichen Erklärungen beruhen.

Wenn sich die Sonne im Osten emporhebt, so trifft sie die jugendlichen Blätter der Kompaßgewächse von der Seite her; aus der Kimmung, wie die Seelente jagen — gelchert heißt es „vom Horizonte.“ Sie folgen der Wirkung des einfallenden Lichtes und stellen sich quer, die Flächen dem Tagesgestirn zugewandt. Höher und höher steigt die Sonne am Himmel; anfangs folgen die Blätter ihrem scheinbaren Laufe; bald aber nicht mehr. Denn mit dem höheren Stande erhöht sich auch rasch die allgemeine Licht- und Wärmewirkung auf die Erde, wegen des steileren Einfalls sowohl als wegen des kürzeren Weges durch den auffaugenden Luftkreis. Die Verdunstung der Pflanzen wird gesteigert; damit nimmt ihre Wachstumsstärke ab. Denn das Wachstum beruht in letzter Reihe auf dem inneren Wanddruck, den die durch die Auffangung aus dem Boden vermehrten Zellsäfte auf ihre Umhüllungen üben; unter seinem Einfluß dehnt sich und streckt sich der Pflanzenkörper, weil die vermehrte Spannung jede einzelne Zellohaut streckt und dehnt. Die Zufuhr der von der Wurzel aufgenommenen Bodensäfte wird gerade durch die von der aufgehenden Sonne ausgehende Verdunstung erhöht, und dadurch eben die zum Wachstum nötige Zellspannung hervorgerufen; aber nur eine mäßige Verdunstung läßt es bei dieser Wirkung bewenden. Wird sie ausgiebiger, so deckt die Thätigkeit der Wurzel nicht mehr in demselben Maße den Verdunstungsverlust, die Zellwände erschlaffen, und bei besonders starker, andauernder Sonnenstrahlung lassen dies auch viele unserer Bäume und andere Gewächse äußerlich durch die bekannten Anzeichen des Schlags- und Welkeins erkennen; folgt dann auf einen heißen Sommernachmittag die abkühlende Wirkung des Abends, so heben die weltgewordenen Blätter und Blüten wieder die Häupter empor; die Wurzeln haben das Veräumte eingebracht und geben jetzt wieder mehr, als ihrem Mutterkörper genommen wird. Darum eben ruht das

eigentliche Wachstum am Tage fast ganz, und um so mehr, je heller und trockener es ist; in der Nacht ist der Wanddruck der Zellen am stärksten.

(Schluß folgt.)

Den Bühnen gegenüber Manuskript.
Alle Rechte vorbehalten.

Hexenfang.

Lustspiel in einem Akt von Hans Hopfen.

(Schluß.)

11. Scene.

Die Vorigen. Stimmen des Volkes vor der Thür. Später Marie, Weibbrunnfessel und Weibwedel in der Hand.

Volk (hinter der Scene). Hexen heraus! —
Stürmt das Haus! —

Marie (noch hinter der Scene). Mich laßt zum Meister gehn allein!

Volk. O nein, o nein!
Hör' nur, wie's lärm —
O bleib' heraus —
Der Satan schwärmt
In Alberts Haus —
Den Kobus stach
Sein böser Blick —
Dem Doktor brach
Er das Genick.
Geh' nicht hinein!
Dein Tod wird's sein!

Marie (auf der Schwelle). Die Liebe fürchtet weder Tod noch Pein.

Volk (von unten). Geh' nicht allein! — Welch Wagestück!

Marie. Es soll so sein! — Ihr bleibt zurück! (Tritt ein und verriegelt hinter sich die Thür.)

(Die Stube besprenkend, vortretend.) Man sagt, Du seist in Nöten, weiser Meister;

Man sagt sogar, es spuke hier im Haus.

Doch eine reine Magd bannt alle bösen Geister
Und treibt aus Seel' und Haus den Bösen aus.

Albertus. Mir ist, als ob ein Engel mir erschiene.
O, reinige mich von allem Sündengraus!
Sei gnädiger mit mir, als ich verdiene!

Marie (die Hexen besprenkend). Hinaus mit Euch Umweiblichen! Hinaus!

Rebekka (sich des Weibwaschers erwehrend). Weg mit dem Wasser!
Lieber Höllenpein!

Kobus (auf dem Herde sitzend). Kühlt Euch das ab?

Theresia (ganz zusammenschumpfend). Mir schlottert das Gebein.

Kobus (hält jeder einen Stein vors Gesicht, spottend). Wollt Ihr, Euch zu erwärmen, keinen Stein,
Den ich vorhin, mich zu verteidigen, jach
Von diesem schauerlichen Herde brach,
Als Ihr mich in der glüh'nden Asche rolltet
Und ganz gemüthlich schmoren wolltet?
Sie sind noch heiß!

Theresia. Weg!

Rebekka (den einen Stein ergreifend und daran schnuppernd). Nicht doch, liebe Base! . . .

Riech' doch mal dran . . . (Reicht ihr den Stein.)

Theresia (schnuppernd). Wo hatt' ich meine Nase!

Rebekka (den andern Stein vor die Nase nehmend). Merkst was?
Darüber ist der Saft geronnen . . .

Theresia (freudig einfallend). Der, was er neigt, emporhebt!

Rebecka. Sey' Dich drauf,
Sag' Deinen Spruch und flugs hast Du die Luft ge-
wonnen!
Marie (an den Herd tretend). Hinweg, Ihr Schändlichen!
(Besprengt sie heftig.)
Beide Hexen (schreiend). Hör' auf! Hör' auf!
Marie. Fort! sag' ich.
Rebecka. Au!
Theresia. Verbrenn' uns nicht die Glieder!
Rebecka. Wir fliehn ja schon!
Theresia. Und kehren niemals wieder!
Kobus (während die beiden auf den Steinen hockend durch den
Schornstein ausfahren).
Das glaub' ich Euch. Ihr kommt dem Hexenfang
Nie mehr zu nah', und stünd' er hundert Jahre lang.

12. Scene.*

Marie. Albertus. Kobus. Einbrechendes Volk, das, kaum daß
die Hexen ausgefahren sind, auf Leitern durch das Fenster steigt, die
Thür von innen entriegelt und andere einläßt.

Stimmen des Volkes. Wo sind die Leute. —
Giebt es auch Beute? —
Wo sind die Hexen, wo? —
Mordio! — Feuerjo! —

Ein Strolch. Nur frisch hinein!
Ein anderer. Wo ist der Schuß?
Erster Strolch (erstaunt). Die Luft ist rein!
Der andere (ebenso). Nein ist die Luft!
Kobus. Was wollt Ihr hier?
Strolche. Wir seh'n nach Dir.

Student (mit geklecktem Bürger vorkommend, vor Albertus be-
wundernd).
Ganz alleine sitzt das Genie
Zwischen dem Janulus und Marie!

Bürger (den Finger in der Luft). Sind das hier nicht ver-
dächtige Wellen?

Student. Eitel Weihrauch wie in Gottes Kapellen.

Strolch. Das ist fein Glück!

Marie. Nun, Leute, geht zurück!
Ihr seht, daß nichts Unheiligs hier zu spüren.

Strolch. Der brave Mann!

Albertus. Ade!

Kobus. Dort sind die Thüren!

Strolch (sich umguckend). So schnell vorbei?

Wie schade!
Da liegt so mancherlei,
Das Gnade
Vor meinen Augen fände!

Kobus. Weg die Hände!

Strolch (im Abgehen). Ein feines Haus!

Kobus (die Leute hinausdrängend). Schon gut! Hinaus! Hinaus!

Student (im Abgehen noch einmal vor Albertus stehen bleibend).
O großer Mann, für den wir schwärmen!

Bürger (den Student mit sich fortnehmend). Schade! 's war
wieder mal nur blindes Lärmen!
Und freute mich schon sehr auf Hexenleichen.

Student (den Finger vor der Stirn, mitleidig). Hexen?! Es
gibt gar nichts dergleichen! (Ab, den andern nach.)*

* Die zwischen Sternchen stehende Scene bleibt bei der Auf-
führung auf dem „Berliner Theater“ fort.

13. Scene.

Die Vorigen ohne Volk.

Marie. Nun flugs Dein Heim und jegliches Gerät
Gereinigt und geweiht, was geht und steht!
Dann soll, all böse Nester zu verjagen,
Vom alten Herd in goldner Majestät
Zum Himmel auf die fromme Flamme schlagen!
(Sie macht sich diesen Worten entsprechend während des folgenden
Zwiegesprächs zu schaffen in der Stube und am Herde und trägt, was
sie vom Herde genommen, vor die Thür.)
Kobus (zu Albertus, der, an seinem Pulte lehrend, im Vorder-
grunde steht). Mein weiser Meister, steht ja wie
gelähmt!

Albertus. Ich fühle mich erniedrigt und beschämt.
O Eitelkeit!

Kobus. Erleicht're Deine Brust!
War's denn nicht Deine Kunst und Weisheit just,
Davor die Satansbrut Reißhaus genommen?

Albertus. Vor Kunst und Weisheit, die ganz unbewußt
Die reine Thorheit in die Hand bekommen!
Welch bitt're Lehr' in dieser Ironie!

Kobus (atztug). Das ist nichts Neu's. Experiment mißlingt,
Und leiden muß das forschende Genie.
Wenn's nur dem Allgemeinen Nutzen bringt,
Und es zum Vorteil dient der Wissenschaft!

Albertus. Ich dank!

Kobus (hält ihn neugierig zurück). Wie war's heut' nacht denn? ...

Albertus. Ekelhaft!

Kobus (höchstes Erstaunen). All der satanische Genuß?

Albertus. Ein Wahn!

Der Teufel schafft kein anderes Organ,
Als Gott Dir schon beim Eintritt in das Leben
In seiner Güte und Weisheit mitgegeben,
Er lehrt Dich's nur mißbrauchen und dabei
Den Trug, daß Übersättigung Wolke sei.
Was hab' ich heute nacht an Raserei,
Von sogenannten Freuden und Genüssen
Nacht alles sehen, alles hören müssen,
Davor dem Teufel selber grant! ...
Die tollen Weiber aber hat's erbaut.

Marie (neben dem Herde, feierlich, vom Glanz der tobernden Flamme
bestrahlt). Gereinigt hab' ich Haus und Feuerstelle.
Geb's Gott, daß Du Dich wieder eingewöhnst!

Albertus. Sei mir gegrüßt in heiliger Flammenhelle,
Die Dich verherrlicht, wie Du sie verschönst!
Hab' Dank für Deinen Mut!

Marie. Du machst mich unbescheiden.
Für all das Gute, was Du uns gethan,
Was that ich viel! Ich haßte jene beiden,
Und was man haßt, greift man leicht mutig an.
Doch willst mir durchaus danken, bitt' ich Dich,
Komm mit zu meiner lieben Kranken,
Der Du geholfen.

Albertus. Williglich!

Marie. Sie fühlt sich wohl und will Dir selber danken.

Albertus. Auch ich möcht' ihr zu Dank verpflichtet sein.

Marie. Du? ... Ihr? ... Wofür?

Albertus. Für Deine Hand, Marie.
Doch fürcht' ich, Mütterchen verjagt mir sie.

Marie. Wer weiß!
(Albertus deutet nach dem Hexenfang hinauf. Marie fährt lächelnd
fort.)

Es heißt im Volke, so ein Kenner,
Der mit dem Teufel schon zu Nacht gespeist,
Gäh' oft den besten aller Ehemänner.

Kobus. Wie unser Fall einst sicherlich beweist.

Albertus (zu Marie). Und wagst Du's mit mir?
 Marie. Mensch, ich denke, ja!
 Kobus (freudig). Sagt' ich Dir's nicht, Du nimmst noch
 diese da?! . . .

(Plötzlich seine Freude dämpfend, bedenklich.)

Wie aber, wenn's Dich eines Tags von freien
 Stücken zurückverlangt nach Teufeleien,
 Nach Hexenjabbath und Allotria?

Albertus. Nie kommt mir wieder solch Gelüsten nah!
 Von all dem Unsinn bin ich weit zurück.
 Ich lernte viel und weiß nun ganz genau:
 Das beste Los ist eine brave Frau,
 Ein stilles Heim und ein bescheid'nes Glück!
 (Zu Marie.) Komm mit, Du meines Lebens holder Stern!
 Laß uns zur Mutter gehn!

Marie (ihm die Hand reichend). Von Herzen gern!

Albertus (während er mit Marien Hand in Hand der Thür zu-
 schreitet, zu Kobus). Leb' wohl!

Kobus (ihnen nachrufend). All Heil zu Eurem Kirchengang!

Albertus (im Gehen innehaltend, zu Kobus zurückgewendet und mit
 dem Augen nach dem Rauchfang winkend)

Kobus! . . . Herunter mit dem Hexenfang!

(Der Vorhang fällt.)

Singgedichte

von
 Ludwig Fulda.

„Du solltest laufen und nicht schlendern.“
 Ach liebster Freund, ich thur' das Meine.
 „Du bist noch jung: du kannst Dich ändern.“
 Dann ändre Du mir erst die Beine.

(Camera obscura.)

Vom Photographen magst Du lernen:
 Im hellen, gellen Sonnenlicht
 Sagt man das Bild, doch prüft man's nicht.
 Vom Tage mußt Du Dich entfernen,
 In eine dunkle Kammer gehn
 Und einsam in Dich selber sehn:
 Da wirst Du Klarheit bald erlangen,
 Ob Du ein Weltbild eingefangen.

Wir sind auf nichts so arg veressen
 Als auf ein Rezept zum Selbstvergessen.
 Jed Mittel ist recht zu diesem Ziel:
 Liebe, Krieg oder Kartenspiel.

Hebt einer aus langen Dämmerungen
 Gereift ans klare Licht sich,
 Dann rufen ihm nach die Gassenjungen:
 Hurra! — er widerspricht sich!

Wer kräftig nie den Fuß gehoben,
 Dem scheint es Trug und Hochverrat,
 Wenn Ihr die Stelle seht von oben,
 Die gestern Ihr von unten saht.

(„Neue Richtung.“)

Läßt sich ein schwarzer garstiger Flecken
 Weder vertilgen noch verstecken,
 Dann macht man eben
 Noch einen daneben
 Und schwört, man hätte den ersten gemacht
 Mit tiefem, symmetrischem Vorbedacht.

Ein junger und neuer Himmelsstern
 Hat zwar seinen eigenen starken Kern;
 Doch ohne daß er's wehren kann,
 Hängt sich ihm unauflöslich an
 Erüb dunstig und zur Form nicht reif
 Ein endlos langer Nebelstreif:
 So schleppt auf Erden Schritt für Schritt
 Ein neuer Großer die Kleinen mit.

(Streber-Brevier.)

Wer aufwärts will, muß Einsicht haben,
 Mit Umsicht brauchen seine Gaben,
 Sich keiner Ansicht widersetzen,
 Die That nach ihrer Aussicht schätzen,
 Zu steter Nachsicht sich bequemen
 Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
 Daß er aus Vorsicht ganz und gar
 Vergißt, was seine Absicht war.

„Faust“, ein Musikdrama von Heinrich Zöllner.

Von

Ernst Otto Rodnagel.

Von zweien der größten unserer deutschen Tonmeister weiß man, daß sie die Absicht gehabt, Goethes „Faust“ einem musikalischen Drama zu Grunde zu legen. Im Oktober 1808 macht das Cottasche Morgenblatt die Mitteilung (in den „fliegenden Blättern aus dem Portefeuille eines Reisenden im Juni und Juli 1808“), daß der „geniale“ Beethoven eine Oper nach Goethes „Faust“ zu schreiben gedente und nach einem geeigneten Textdichter suche. Er hat ihn nicht gefunden. Ebenso ist es jetzt bezüglich Richard Wagners nachgewiesen, daß er ein Musikdrama „Faust“ geplant hat. Auch dies ist uns vorerhalten geblieben bis auf die düster leidenschaftliche „Düvertüre zu Faust.“

Obwohl beide Meister nicht zur Ausführung ihres Vorhabens gekommen, haben wir doch eine ganz stattliche Zahl von Opern, deren Text an Goethes Meisterwerk anknüpft; die bekannteste ist Gounods „Margarete,“ die bedeutendste „Mefistofele“ von Boito. Dieser ist Italiener, Gounod Franzose.* Bei beiden liegt eigentlich nicht der Inhalt der Goetheschen Dichtung zu Grunde, sondern nur ein Teil desselben, der in dem Buch von Barbier und Carré auf eigene Füße gestellt ist und mit dem Original nur noch die Namen der handelnden Menschen und eine Anzahl von einfach entlehnten Versen gemeinsam hat, während Boitos Dichtung die Bekanntschaft mit dem Original voraussetzt und nur eine Reihe von Szenen desselben ohne engeren Zusammenhang herausgreift.

Als nun, vor drei Jahren etwa, das erste verlaubliche von einem deutschen Musikdrama, das die Handlung des „Faust“ in ausschließlich Goetheschen Worten enthalten sollte, erwartete ich nur ein „Musikdrama,“ dessen Held Faust sei. Ich muß sagen, ich war enttäuscht, in beiden Punkten. Genau zugeesehen, was hat Zöllner denn anderes gethan als Boito und die berühmte französische Operntextfabrikationsfirma?

Wenn man freilich unter „Oper“ nur ein rein musikalisches Kunstwerk versteht, ein solches also, bei dem die Handlung gleichsam die Schnur bildet zum Aufreihen der musikalischen Perlen, dann wird man Zöllners „Faust“ wohl nicht als solche bezeichnen dürfen. Aber der Begriff „Oper“ ist doch ein etwas weiterer geworden. Hat nicht selbst Wagner seine „Meisterfänger“ noch Oper genannt! Und wenn bei Boitos „Mefistofele“ diese Bezeichnung zutreffend ist, dann ist auch „Faust“ nichts weiter.

* Von den Komponisten der übrigen Faustoperen sind drei Franzosen, einer Italiener und einer Witte. Der Deutsche Spohr kommt deshalb nicht in Betracht, weil der Text seines „Faust“ mit dem Goethes in keinem Zusammenhang steht.

Ein „Musikdrama“ wenigstens ist er nicht; dazu fehlt ihm in erster Linie die Geschlossenheit der Handlung.

Der „Prolog im Himmel,“ sowie Fausts erster Monolog sind von Zöllner fast unverkürzt aufgenommen, während die zweite Hälfte des Stückes ausschließlich von der Gretchenepiöde ausgefüllt wird. Ganz abgesehen davon, daß das Werk von Rechts wegen nur den Titel „Margarete“ führen dürfte — denn, wenn schon räumlich auf den dritten und vierten Akt beschränkt, bildet ja Gretchens Schicksal den Kern der Handlung — das Vorspiel und der erste Akt (Monolog) bereiten doch auf eine viel umfassendere Handlung vor, als auf Fausts Liebesgeschichte mit Gretchen, sie exponieren — wie ja auch Goethe angenommen zu haben scheint — eine Tragödie „Faust,“ nicht aber ein bürgerliches Trauerspiel „Margarete.“

Ich glaube also, daß vom musikalischen Standpunkt aus nichts gegen die Bezeichnung „Oper“ einzuwenden ist, während vom dramatischen aus die Bezeichnung „Musikdrama“ unbedingt zu verwerfen ist, oder wenigstens abzuändern in „musikalisch-dramatisches Fragment.“

Denn selbst von der Handlung „Margarete“ liegt ja nur ein Fragment vor: Was Gretchen eigentlich verbrochen, erfahren wir bei Zöllner ganz nebenher in der Kerkerzene: „Meine Mutter hab' ich umgebracht, mein Kind hab' ich ertränkt.“ Die Scene, wo Faust ihr das Fläschchen giebt, die am Brunnen, und vor allen die im Dome fehlen ganz. Überhaupt fühlt man sich durch die Striche, die Zöllner in Goethes Dichtung angebracht, wenngleich sie im allgemeinen von seinem Geschmack zeugen, doch hier und da etwas an unsere Durchschnittsregisseure erinnert. Diese Herren handhaben den Rotstift, solange sich kein grammatikalischer Unsinn ergibt, kümmern sich aber den Teufel darum, ob sie den Zusammenhang des Ganzen zerreißen oder unverständlich machen. Noch eins scheinen die Blätter, die nicht genug Lobesworte finden für Zöllners pietätvolle Behandlung des Originals, gänzlich übersehen zu haben: daß nämlich der Bearbeiter gelegentlich auch keinen Anstand nimmt, den Sinn des Gedichtes zu entstellen. So bei den Worten „Schau alle Wirkungskraft und Samen Und thu nicht mehr in Worten kramen,“ die bei Zöllner als Thatfache hinstellen, was im Original nur beabsichtigter Erfolg der Beschäftigung mit der Magie ist.

Einen der Vorwürfe, die man gegen Zöllners Werk erhoben, glaube ich allerdings als völlig unberichtigt zurückweisen zu müssen. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ist es Joseph Sittard, der sich darüber aufhält, daß der Komponist bei der Stelle „Blut ist ein ganz besondrer Saft,“ des hohlen Bühneneffekts wegen einen unsichtbaren Geisterchor nebst Hohngelächter der Hölle auführt. Ich weiß nicht, ob Herr Sittard Autoritäten anerkennt. Goethe scheint gegen diese Vergewaltigung seines Werkes nichts einzuwenden zu haben. Wenigstens ist er es gewesen, der diese Worte des Mephisto eigens für die Komposition des Fürsten Radziwill zu einem Geisterchore erweitert hat und diesen sogar am Schlusse der Scene fortsetzt.

Auch in der Gartenscene hat Zöllner einige Verse beibehalten, die Goethe nachträglich für die Komposition Radziwills eingeschoben hat.

Als Drama ist, wie wir gesehen, Zöllners Faustbearbeitung entschieden ansechtbar; in musikalischer Hinsicht darf man sein Werk wohl dreist zu den bedeutendsten zählen, die seit Wagner in Deutschland in Erscheinung getreten sind. Allerdings ist es auch eine nicht wegzuleugnende Thatfache, daß an vielen Stellen der Einfluß dieses Meisters verblüffend deutlich hervorleuchtet.

Ich will damit keineswegs sagen, er habe Wagner abgeschrieben. Vielmehr glaube ich, daß selbst der leidenschaftlichste Reminiszenzenjäger außer einem kaum merkbar leisen Anklang an eine Stelle aus Schumanns „Manfred“ nichts erbeuten wird.

Man hört häufig, daß zwei sich gänzlich fernstehende Personen einander ähnlich sehen und findet bei näherem Vergleich, daß auch nicht ein einziger Zug beiden Gesichtern gemeinsam

ist; dennoch muß man die Ähnlichkeit zugeben. Dieser Art sind auch die Ähnlichkeiten einer Reihe von Stellen des „Faust“ mit solchen aus verschiedenen Wagnerschen Dramen. So erinnert der Bauerntanz sehr lebhaft an den der Lehrbuben in den „Meisterfingern,“ und „Fausts Traum“ ist ein allerdings vorzüglich gelungenes Seitenstück zum Chor der Blumenmädchen aus „Parsifal.“ Am frappantesten ist die Ähnlichkeit des Duetts in der Gartenscene mit dem Liebesduett im zweiten Akte des „Tristan.“ Sehr deutlich hervortretend ist auch die des Schicksalsmotives aus dem gleichen Werke und desjenigen, durch das Zöllner so charakteristisch das Hervorquellen des heißen Blutes bei Valentins Tode malt. Auch die hingehauchten Synkopen der Holzbläser beim Erscheinen des Spiegelbildes finden sich ähnlich des öfteren bei Wagner.

Ein Fehler des Werkes, allerdings wohl auch der schwerste, liegt in einer gewissen Unbeholfenheit der thematischen Arbeit. Die „Leitmotive“ charakterisieren fast durchgängig sehr glücklich. Aber nur äußerst selten ist wirklich der Versuch gemacht, dieselben auszubenten. Am drastischsten tritt dieser Mangel bei dem zarten Thema hervor, durch das der Komponist Gretchen so entzückend kennzeichnet. Dieses Thema kommt im ganzen elfmal vor, und darunter neunmal in der ursprünglichen Tonart D-dur; einmal wird es in H-moll angedeutet und einmal erscheint es in C-moll. Die Harmonisation ist sogar nicht ein einziges Mal geändert. Daß sie selbst bei der Verwandlung in C-moll beibehalten ist, verstärkt noch den Eindruck von Schwerfälligkeit.

Auch Fausts Monolog in Gretchens Kammer krankt sehr in dieser Hinsicht. Ohne eine Spur von Abwechslung wird da ein Sätzchen von zwei Takten durch alle möglichen Tonarten durchgehrt. Endlich scheint das Gretchenthema Erlösung zu bringen, aber o weh! schon nach wenigen Takten wird der ganze erste Teil unbarmherzig ohne eine einzige wesentliche Änderung wiederholt. Die ganze Scene wirkt infolgedessen fast wie ein starkes Opium. Noch schlimmer wird übrigens die Sache dadurch, daß Faust die Worte „der große Hans, ach wie so klein, lag hingeschmolzen ihr zu Füßen,“ für wichtig genug hält, um sie zweimal zu sagen. Solche Scherze dürften denn doch nach Wagner und gar in einem Werke, das die Bezeichnung „Musikdrama“ für sich in Anspruch nimmt, nicht mehr vorkommen. — Das ist nicht einmal die einzige Stelle dieser Art. Zu wiederholten Malen noch findet sich dieses Stück Mittelalter, so im ersten Akt bei den Worten „in Deinem Tau gehund mich baden,“ eine Stelle, die auch ohnedies fast allzu sentimental und behüdnichgotttrompeterlich ist.

Doch wozu weiter nörgeln, wo so viel des Schönen sich findet. Im folgenden soll eine andeutungsweise Charakteristik der Hauptschönheiten versucht werden.

Dem „Prolog im Himmel“ liegt ein sehr einfaches Thema zu Grunde; aber durch geistreiche Instrumentation und durch überraschende modulatorische Wendungen wird daraus ein interessantes und schönes Tonstück.

Bei den Themen, die den Mephisto charakterisieren, umschifft Zöllner sehr geschickt die auch für den Darsteller der Rolle so gefährliche Klippe des Lächerlichen, wenngleich er vielleicht hier und da deklamatorisch in dem hämischen Dehnen der Schlussworte des Guten etwas zu viel thut. Eines der Mephistomotive kann übrigens eine gewisse rhythmische Verwandtschaft mit dem Merkmotiv aus den „Meisterfingern“ nicht verleugnen.

Mit den Worten „Es irrt der Mensch, so lang er strebt,“ wird zum erstenmal das Faustthema angedeutet. In seinem vollen Umfange tritt es erst auf bei den Worten „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Es wird sofort vom Chore wiederholt, was wohl nicht nur des Bühneneffektes wegen geschieht, sondern ähnlich wie beim „Thoremotiv“ im „Parsifal“ um das wichtigste Thema des ganzen Kunstwerkes möglichst dem Ohre vertraut zu machen.

Das Kunstthema beherrscht den ganzen ersten Aufzug, der

an musikalischen Schönheiten außerordentlich reich ist. Besonders sind die Osterschöre zu nennen, ferner das Thema, durch das Fausts Jugenderinnerung bezeichnet wird, und das triumphierende „D tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,“ unmittelbar vor Schluß des Aktes.

Den zweiten Aufzug eröffnet Zöllner äußerst wirkungsvoll durch den Soldatenchor, der ihm Gelegenheit bietet zu prächtig strahlender Masseneinfaltung. Ein sehr drolliger Gedanke ist die Einführung des zweiten Bürgers mit seinem stereotypen verständnisimigen „Ja, ja!“ auf des Freundes Klagen über den leidigen „neuen Bürgermeister.“

Bei der Stelle „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“ versinnlicht die Flöte reizend der linden Veneszlust leises Säuseln, während die Harmonieen der Hörner und Holzbläser einen warmen, frühlingssonnigen Glanz verbreiten. Der Kamulus Wagner ist vielleicht durch das Meckern der Klarinetten und Jagotte etwas zu sehr karikiert. Hervorgehoben zu werden verdient die drastische Tonmalerei, durch die das Regelschieben angedeutet wird.

Daß Zöllner keineswegs außer stande ist, ein Thema geistvoll durchzuführen, zeigt er am Schluß des Bauerntanzes, zugleich einem Meisterstückchen pikanter Instrumentation.

Den musikalischen Höhepunkt des zweiten Aufzuges bildet „Fausts Traum,“ der sich durch instrumentalistisches und harmonisches Raffinement auszeichnet. Besonders die Verwendung der Harfe ist hier eine äußerst glückliche.

Von tief erschütternder Wirkung ist das dumpf verzweifelnde Motiv, das bei Fausts Worten, „dann mag die Totenglocke schallen,“ zuerst auftritt.

In der zweiten Scene des dritten Aufzuges findet sich eine sehr schöne und stimmungsvolle Komposition der Ballade vom „König in Thule.“ Daß am Schluß dieser Scene alle drei Personen, Martha, Gretchen und Mephisto, gleichzeitig singen oder richtiger gesagt: reden, ist ein feiner realistischer Zug, dessen Absicht nur leider durch die Textwiederholung in Frage gestellt wird.

Die schönsten Momente, vielleicht des ganzen Werkes, finden sich in der Gartenscene. Die wunderbar süßen Harmonieen der Hörner („Laß diesen Blick, laß diesen Händedruck Dir sagen“), der wehevoll innige Zwiegespräch zwischen Faust und Gretchen, und gar erst das entzückend naive „Du lieber Gott, was so ein Mann nicht alles, alles denken kann,“ mit dem weichen Gesang einer Sologeige, das sind Stellen, deren Schönheit selbst der eingefleischteste „Antizukünftler“ wird zu geben müssen.

Wunderbare Töne hat Zöllner für die bange Verzweiflung Gretchens vor der mater dolorosa gefunden. Ein recht eigentlich satanischer Hohn liegt in der Instrumentation des kurzen Nachspiels, das dem Ständchen Mephistos folgt. Der Komponist erreicht diese Wirkung durch die originelle Zusammenstellung von Harfe und Flöte.

Ganz von Wagnerschem Geiste durchtränkt ist die Einleitung der Kerkerzene mit der langsam kriechenden Melodie in Kontrabaß und Violoncello und den feuchtkalten grabeschaugrigen Harmonieen der Bläser. In dem schlichten Liede vom Waldvögelein, das von der Singstimme allein ausgeführt wird, ist die Nachahmung des Vogelgezwitschers ganz kostbar. Ähnlich wie bei Gounod findet sich auch bei Zöllner eine musikalische Reminiszenz an die Gartenscene, nur mit dem Unterschied, daß sie bei Zöllner trotz all ihrer Einfachheit oder vielleicht eben darum, viel tiefer paßt.

Von eigenartiger Schönheit ist die Wirkung der Dreiklangfolgen im Achtvierteltakt, durch die Gretchens Gräberbeschreibung begleitet wird.

Ein genialer Instrumentaleffekt findet sich noch unmittelbar vor Schluß des Werkes. In einem feierlichen trauer-marschartigen Satz wird von der Harfe im Verein mit dem Pizzikato der Streicher Totenglockenklang angedeutet, während die Flöten wie das Armsünderglöckchen dazwischen gellen. Eine mächtige harmonische Steigerung führt dann bei Gretchens Auf-

schrei „Gericht Gottes!“ zu dem Hauptthema des Prologs — dem „Engelthema“ zurück, das dem Musikdrama einen wehevoll erhabenen Schluß giebt. —

Das ist so ziemlich der Gesamteindruck, den dieses ebenso schöne wie interessante Werk hinterläßt. Es ist befremdend, daß dasselbe so selten zur Aufführung gelangt, um so befremdender, als es bei seinen Erstaufführungen in München und Köln eines fast ungetheilten Beifalls bei Publikum und Presse sich zu erfreuen hatte. Zöllner hat seinen „Faust“ dem Gedächtnis seines Vaters geweiht, der ebenfalls sich mit dem Gedanken zu einem derartigen Musikdrama getragen hatte. Wie ich gehört habe, sollen auch noch einige kleine Bruchstücke der Komposition, wie die Osterschöre, von jenem herrühren. Diese wären in der That des beliebten Chor komponisten völlig würdig, wie sie sich in durchaus ebenbürtiger Umgebung befinden.

Geheimnisse der Spiritisten.

von

Gildegard Wilson.

VI.

Eine spiritistische Zeitschrift. — Die Geisterphotographie.

Nals wir im September nach Berlin kamen, versprachen wir uns nicht gerade goldene Berge, hofften aber, auf Grund unserer spiritistischen Erfahrungen, in der Riesengroßstadt unser bescheidenes irdisches Futter zu finden. Ich träumte von guten reichern Beschützern, welche mich für einige Geistererscheinungen von der Sorge befreien würden, über die Notdurft des Lebens zu sinnen, und wenn ich ganz übermütig träumte, so stellte ich mir meine Beschützer jung vor, oder wenigstens lebenswürdig. Auch mein Eduard hatte seine fixe Idee. In verschwiegene Stunden sprach er davon, daß der Spiritismus am Ende doch irgend eine Wahrheit enthalten könnte, und daß es dann eine schöne Aufgabe wäre, eine Wechselstube, oder wie das Ding heißt, nur für Lotterielose zu begründen, sich von den Freunden aus dem Jenseits die Nummern der Haupttreffer voraus verraten zu lassen, diese Nummern selbst zu spielen und so allmählich alle Höhen der Menschheit zu erklimmen. So hatte jedes von uns seine Ideale, und in unserer elenden Lage fehlte es darum nicht an fröhlichen Ausblicken.

Das spiritistische Fachblatt, dessen Redaktion mein Eduard übernehmen sollte und auch wirklich vom 1. Oktober ab übernahm, erwies sich freilich als ein sehr mangelhaft fundiertes Unternehmen. Und der Redakteur hatte für alle seine Mühe nur die Ehre zum Lohn. Diese Ehre aber war wiederum recht zweifelhafter Art.

Das Blatt hieß oder heißt vielleicht noch: „Rundschau über beide Welten.“ Es erschien ungefähr zwölfmal im Jahr, fast jedesmal einen Bogen stark und wurde in hundert Exemplaren gedruckt. Wir hatten, als mein Eduard die Leitung übernahm, siebzehn Abonnenten. Die einfachste Rechnung ergibt, daß dieses Blatt nur mit Schaden arbeiten konnte; und da unser Drucker und Herausgeber nicht der Mann war, um seiner spiritistischen Überzeugung Opfer zu bringen, wenn er sie überhaupt besaß, so standen wir einige Zeit vor einem Rätsel. Erst als das waltende Schicksal und die bittere Not mein Dasein dem unseres Druckers näherte, erfuhr ich etwas von dem geheimen Budget der „Rundschau über beide Welten.“ Wir standen im fünften Jahrgang. Der Begründer des kleinen Spiritistenblattes hatte seine Schöpfung zwei Jahre lang allein geschrieben und bezahlt und war dann in einem Irrenhause verschwunden. Ein reicher Bäckermeister, überzeugter Spiritist, und einer von den sechzig damaligen Abonnenten, zahlte von da ab die Druckkosten, um seine Lieblingszeitschrift nicht ein-

gehen zu sehen. Wieder nach anderthalb Jahren verlor der Bäckermeister sein Vermögen in einer Häuserspekulation, zu welcher Erwin von Steinbach, ich glaube der Erbauer des Straßburger Münsters, aus dem Jenseits angeraten hatte. Abermals stand die „Rundschau über beide Welten“ hart vor ihrem Ende, als wieder aus dem Kreise der Abonnenten der Ketter hervortrat. Der Gesandte eines kleinen europäischen Königreichs bewilligte als bescheidenen Beitrag die Summe von fünfhundert Mark jährlich. Dafür konnte der Herausgeber mit einem hübschen Nutzen zwölf Bogen in hundert Exemplaren drucken. Der Redakteur, welcher den Gesandten herbeigeschleppt hatte, wollte aber ebenfalls von der Subvention Nutzen ziehen, er wollte überdies dieser und jener Laune der Exzellenz nicht gehorchen, und so kam es, daß mein Eduard zur Leitung berufen wurde, eben als von den übrig gebliebenen achtzehn Abonnenten wieder einer kündigte, und das in einem groben Brief.

Bevor ich auf unsere geistige und spiritistische Thätigkeit eingehe, möchte ich kurz unsere materielle Lage auseinandersetzen. Als wir nach Berlin kamen, besaßen wir nichts. Der Herausgeber, der mir persönlich manche kleine Unterstützung zu teil werden ließ, bezahlte für die Leitung des Blattes ebenfalls nichts. Davon konnte Eduard nicht leben. Unter hitzigen Kämpfen setzte er es endlich durch, daß die Abonnementsgelder in seine Tasche floßen. Da aber nur zwölf von den siebzehn Abonnenten ordentliche Zahler waren, und der Preis fünfzig Pfennig für das Quartal betrug, so erhielt Eduard aus dieser Quelle fürs erste nur zwei Thaler vierteljährlich. Außerdem sollte er die Hälfte aller Beträge bekommen, welche für Annoncen eingingen. Doch das Blatt hatte vorläufig keine.

So starteten wir denn, dem Glend preisgegeben, beide in das unergründliche Meer einer leeren Kasse und mußten uns schlimmer als im Anfange unserer Laufbahn durch Mittel über dem Wasser zu halten suchen, welche nicht immer die würdigsten waren. Ich muß da erwähnen, daß meine Reiseabenteuer in unserem alten spiritistischen Vereine und in befreundeten Kreisen böses Blut gemacht und uns in den Verdacht gebracht hatten, Verräter an der heiligen Sache zu sein. Das hätte uns nun nicht abhalten können, unsere frühere Stellung wiederzugewinnen. In solchen Fällen sagt das Medium vor den versammelten Gläubigen, es habe sich zwar aus Not oder Uebermut zu einem Betrüge verleiten lassen, sei aber dennoch ein echtes Medium und gelobe für die Zukunft unentwegte Treue. Das hilft immer, wenn man das Medium braucht. Aber in unserem Falle hatte bereits ein anderes Medium von dem Vereine, von der Kassenverwaltung und von unserer alten, weit verbreiteten Spiritistenzeitschrift Besitz ergriffen, und uns blieb nichts übrig, als in unserer Rundschau die Betrügereien meiner Nachfolgerin (es war die berühmte Vermittlerin des mexikanischen Geistes Abila) aufzudecken. Natürlich gab nun die große Zeitschrift allerlei Scherze aus meinem Leben zum besten, und weil dieses sich nicht von Stürmen frei zu halten gewußt hatte, gingen die Zinnen unserer Burgen bald voll schmutziger Wäsche.

Es ging also mit uns bergab. Wir trennten wieder einmal unser äußerliches Leben, indem ich als Wirtschaftlerin und Kindererzieherin bei einem unserer zwölf zahlenden Abonnenten eintrat, und Eduard bei einem Feilenhauer in Schlafstelle zog. Mein Herr war natürlich Witwer, ein kleiner Beamter, bei dem ich eben nur satt zu essen hatte. Mein Eduard klagte hauptsächlich darüber, daß seine Schlafstelle kein würdiges Redaktionslokal darstellte und die Geschäfte gerade infolge dieser Armlosigkeit noch schlechter gingen als nötig war. Er hatte darauf verzichtet, neue Abonnenten zu gewinnen. Dafür war es ihm gelungen, dem Blatte auf eine sinnreiche Weise Inserenten zuzuführen. Wenn Eduard nämlich beim Bäcker, beim Butter- und Wursthändler, beim Bierverleger, im Cigarrenladen oder beim Losverkäufer eine größere Summe schuldete und sie selbstverständlich nicht bezahlen konnte, so ging er in seinen besten Kleidern zu dem Manne hin und bot ihm als Ausgleich ein Gratisinserat in der „Rundschau für beide Welten“

an. Mit Ausnahme eines ungebildeten Bäckers gingen alle Gläubiger Eduards darauf ein, und so fanden die siebzehn Abonnenten unserer Zeitung zu ihrer nicht geringen Überraschung hinter Aufsätzen über die höchsten Dinge Anzeigen von Wurst, Bäcklingen und Cigarren. Im Winter gaben wir auch in den Häusern von Finanzleuten einige antipiritistische Vorstellungen; aber die Sache hatte keinen Zug in sich. In diesen Kreisen blickt man so verächtlich auf alles herab, was mit Religion und dem Jenseits und überhaupt mit höheren Gefühlen zusammenhängt, daß man nicht einmal für Antipiritismus Sinn hat. Sie nannten mich ganz vernehmlich bei meinen schönsten Kunststücken «passée;» man hat da eben für die ideale Sehnsucht eines reifen Frauenherzens kein Organ.

Gegen das Ende jedes Monats trat an einem Vormittag die Redaktion in Eduards Schlafstelle zusammen. Außer meinem Gatten und mir erschienen da immer fünf bis sieben junge Leute, Studenten oder so etwas, welche unter großem Geschrei und Gelächter die nächste Nummer des Blattes zusammenstellten. Das ist ja gerade das Schöne am Spiritismus, daß man von keinem Menschen und von keiner Auferung geradezu sagen kann, die Geister hätten keinen Teil daran. Es können ja neckische Geister sein. So brachte der eine von den jungen Leuten eine Spukgeschichte von seiner alten Tante mit, der zweite beschäftigte sich mit Wahrsagen, der dritte überlegte eine Geistergeschichte mit tödlichem Ausgange aus einer amerikanischen Zeitung. Ich selbst kehrte zu meinem alten Beruf als Schreibmedium zurück und verfaßte für unsere Rundschau Originalbeiträge der ersten Schriftsteller und Dichter der letzten Jahrtausende. Auch ich ließ mich von der Stimmung der Studenten beeinflussen, und so fürchte ich, daß es neckische Geister waren, welche mich einen Briefwechsel zwischen Homer und Dante verfassen ließen. Der Gegenstand dieser Briefe aus dem Jenseits war die Frage der Schädlichkeit des Tabakrauchens. Homer war für den Gebrauch der Cigarren, Dante war Gegner. Ich will aber hier ehrlich sein und gestehen, daß ich die Beiträge dieser großen Meister nicht im Traumschlase schrieb und nicht einmal mit Hilfe des spiritistischen Tischchens, sondern ganz dumm so vor mich hin wie einen Liebesbrief. Auch halfen die Studenten mitunter.

Der Gesandte, dessen Unterstützung von jährlich fünfhundert Mark das ganze Unternehmen aufrecht hielt, kehrte erst gegen Weihnachten nach Berlin zurück. Man kann sich denken, daß Eduard und ich uns schon lange vorher mit seiner Person beschäftigten. Denn das ist das Eigentümliche an unserem Beruf, daß einer den andern immer für ein Medium oder für einen Gläubigen hält, für einen Betrüger oder für einen Narren, daß man voreinander auf der Hut ist und einander gleichzeitig auszubenten sucht. Der Gesandte hielt sich während des ersten Quartals unserer Redaktion im Süden auf und sandte von dort aus regelmäßig Beiträge, welche unbesehen abgedruckt wurden, natürlich ohne seinen Namen. Er führte einen erbitterten Kampf gegen die Pariser Hersteller von Geisterphotographien. Ihm schien der Spiritismus eine so heilige Sache, daß er gegen jeden Betrug auf diesem Gebiete unerbittlich war. Für unsere jungen Leute waren seine Beiträge sowohl durch deren heiligen Ernst, als durch ihren entseßlichen deutschen Stil eine Quelle ungetriebener Heiterkeit.

Unsere Studenten hatten so ihren Spaß mit der spiritistischen Leidenschaft des Gesandten. Mein Eduard aber dachte weiter. Er sah in dem Gesandten einer europäischen Macht, wenn es auch keine Großmacht war, doch einen Mann, der für so kleine Leute, wie wir waren, ein Schicksal werden konnte. Wie mein Gatte nun überhaupt viel auf eine Karte zu setzen pflegte, so opferte er nun seine ganze Zeit, um den politischen Aufgaben des Gesandten auf die Spur zu kommen und zu erfahren, wozu diesem seine Beschäftigung mit dem Spiritismus eigentlich diente. Denn mein Gatte wollte nicht glauben, daß der Marquis — der Gesandte hatte zu Hause einen ähnlichen Titel — einfach aus Dummheit Spiritist war, wie tausend andere; da mußte durchaus ein Staatsgeheimnis dahinter stecken.

Kurz vor der Rückkunft des Marquis war mein Eduard mit der Gesandtschaftsköchin, als deren Bücherlieferant, mit einem Diener als Käufer von alten Livreen und mit einem der Sekretäre als Unterabschreiber (der die Arbeiten des Sekretärs für ein Viertel des Lohnes besorgte) gut bekannt geworden. Was mir Eduard damals zutrug, deckte sich zwar nicht immer mit den höheren Ansprüchen der Wahrheit, aber es war doch in einer Hauptsache gut beobachtet. Wenn ich dazu nehme, was ich später erfuhr, als mein Stern mich in nähere und dauernde Berührung mit dem Marquis brachte, so war seine Lage damals eine unbehagliche.

Seinen Titel hatte er erst mit dem Gesandtschaftsposten zusammen erhalten, seiner Mutter zuliebe, welche zu den ersten Familien seiner hochromantischen Heimat gehört. Im Grunde war der Marquis bürgerlich. Sein Staat hatte in Berlin selten oder nie wichtige Geschäfte zu erledigen; in allen Sachen von einiger Bedeutung jedoch schrieb die Mutter dem Gesandten die Meinung der leitenden Kreise, und so konnte er bei ihren Lebzeiten, wenn auch mit einiger Verspätung, immer das Nichtigste treffen. Die laufenden Kleinigkeiten besorgte sein Bureau. Nun war die Mutter vor etwa zwei Jahren gestorben und seitdem jede Beziehung zu seiner Heimat abgebrochen. Wie der Marquis glaubte, wartete seine Regierung nur auf eine große Dummheit, um ihn offiziell abzuberufen; in Wirklichkeit leitete schon sein erster Beamter die ganze kleine Gesandtschaft. Der Marquis wartete selbst, wie er mir später einmal in Nizza erzählte, mit Ungeduld auf diese große Dummheit; er mag aber durch die unsichere Lage erst soweit herunter gekommen sein, daß er durch den Spiritismus eine neue Korrespondenz mit seiner verstorbenen Mutter herstellen wollte. Der arme Mann! Schon das Mitleid hätte mich dem glänzenden Schiffe seines Lebens zu nähern vermocht, auch wenn er nicht Marquis, und sein Charakter nicht so zartfühlend, anspruchslos und freigebig gewesen wäre.

Mein Eduard hatte nur einige Spuren von diesen Dingen erfahren, als er schon ein Miniaturbild der wichtigen seligen Mutter für einige Stunden an sich zu bringen und mir vorzulegen verstand. Es war ein uraltes Bildchen aus ihrer Jugendzeit und stellte sie in dem Nationalkostüm ihrer Heimat in einer sehr auffallenden, leicht nachzunehmenden Haartracht dar. Wir hofften sofort, aus unseren Kenntnissen einen Vorteil ziehen zu können; aber die Sache machte sich über alle Erwartung schnell.

Durch unsern Drucker, der die Subvention von fünfhundert Mark holen ging, erfuhr der Marquis von mir und meinen zahlreichen kleinen Streichen. Er ließ mich kommen und ich fand in ihm einen guten, schwachen Herrn, der ebenso fest an die Grundwahrheiten des Spiritismus, wie an die Verworfenheit aller Medien glaubte. Ich that, was, wie gesagt, in solchen Fällen das Beste ist; ich gab die meisten meiner Betrügereien unumwunden zu, behauptete aber, trotzdem ein echtes Medium zu sein. Ich stünde mit den seligen Geistern ab und zu, etwa einmal in jedem Monat, wirklich in Verbindung, könnte aber davon nicht leben und hätte um des täglichen Brotes willen immer hundert Personen gefoppt, bevor ich eine redlich bediente. Wer die Spiritisten und die Menschen überhaupt kennt, wird sich nicht zu sehr darüber wundern, daß der Marquis auf diesen Leim ging. Er lachte vergnügt über das spiritistische Tischchen und über das Kunststück des Mr. Slade, er streichelte mir minutenlang die Hände für meine spiritistischen Kuren, er brachte meiner ehrlichen Mediumschaft alle Zweifel eines besonders schlauen Menschen entgegen, und nach vierzehn Tagen glaubte er an mich, wie an die Seele seiner Mutter. Nachdem er durch mich selbst alles wisse, sei er natürlich nicht mehr zu foppen, ich solle es ihm melden, wenn sich in mir die echte Fähigkeit rege, Geister zu citieren. Und wenn ich ihn mit seiner seligen Mutter in Rapport setzen könnte, so wollte er es mir durch seine ewige Dankbarkeit und Neigung lohnen. Ach Gott, er war so nett!

Es muß wohl etwas Verrücktes in dem ganzen Geister-

leben sein; der Marquis, der zwei Jahre lang die Geisterphotographie als den tollsten Betrug verfolgt hatte, wollte jetzt als erste Probe eine Photographie seiner seligen Mutter sehen. Ich versprach, mit Hilfe eines ebenfalls mediumnistischen Photographen den Versuch zu wagen, sobald ich einmal recht in Trance wäre.

Einer unserer jungen Leute besaß einen veralteten photographischen Apparat. Mit diesem Studenten, der zu den Briefen über das Rauchen die famose Schlußbemerkung von Dante gemacht hatte, verständigte ich mich.

Wir folgten in allem den Enthüllungen über die betrügerischen Geisterphotographien, welche der Marquis selbst in der „Rundschau für beide Welten“ gemacht hatte. Ich ordnete mein immer noch schönes Haar — es ist eine Verleumdung, daß es falsche Zöpfe waren — ziemlich genau nach der Haartracht des Miniaturbildes und drapierte mich im übrigen durch zwei Leintücher als Geist. So ließ ich mich unmitttelbar vor der Sitzung auf zwei Platten etwa zehn Sekunden lang abnehmen. Das eine Mal stand ich mit dem Rücken und den schönen Zöpfen zum Apparat, etwas seitwärts vor einem leeren Stuhl und segnete diesen. Das zweite Mal entfloß ich schauernd mit von mir gestreckten Händen, wobei man vom Apparat aus mein verlorenes Profil sehen konnte. Das photographische Atelier war die helle Dachkammer eines der Studenten.

Der Marquis erschien auf meine Einladung, unterjuchte in der provisorischen Dunkelkammer, deren sonstige Bestimmung ich nicht ahnen lassen darf, die Platten sehr skeptisch, fand natürlich nichts und ließ sich hierauf auf dem bereit stehenden Stuhle photographieren. Bei ihm wurden dieselben Platten drei Minuten lang exponiert.

Die Bilder fielen nicht gerade schön aus. Der Marquis schien ein Neger zu sein; aber um so wirkungsvoller hob sich von ihm die nebelhafte, weißliche, durchsichtige Gestalt ab, welche ihn auf dem ersten Bilde segnete, sich auf dem zweiten entsetzt von ihm abwandte. Der Marquis zweifelte so wenig, daß er bei dem Anblick der letzten Photographie krampfhaft zu schluchzen begann. So unklar die Formen auch waren, so erkannte er doch hier ganz deutlich die charakteristische Haartracht, dort das Profil seiner seligen Mutter. Er versicherte auch, genau zu wissen, was die Gesten des armen Geistes bedeuteten. Er stand vor einer wichtigen Entscheidung und die Mutter hatte mit der ihrer Klasse eigenen Lebhaftigkeit seinen ersten Gedanken gut geheißt, seinen zweiten verworfen.

Er beschenkte uns reichlich, bevor er uns verließ. Dem Studenten gab er am nächsten Tage die Mittel, sich ein ordentliches Atelier einzurichten, und mein Eduard war der rechte Mann, die Geisterphotographie im großen Stile einzurichten. Ich will hier gleich berichten, daß die Sache ihren guten Fortgang nahm, daß mit Hilfe von eigentümlich angebrachten Spiegeln schließlich jeder gewünschte Geist vor, hinter oder neben der lebendigen Person erscheinen konnte und daß der Photograph und Eduard etwa dreiviertel Jahre lang die besten Geschäfte machten. Dann wurde ihm diese Karriere durch gemeinen Konkurrenzneid verdrorben.

Ich habe auch nachher nicht erfahren können, welcher Art die Frage war, welche mein Marquis erledigte, als er triumphierend von dem photographischen Apparat in seine Gesandtschaft zurückkehrte und dort die Leitung für einige Stunden an sich riß. Er scheint aber an diesem Tage die längst erwartete große Dummheit gemacht zu haben; wenigstens wurde er schon nach einer Woche in der kränklichsten Weise behandelt und so gezwungen, über Hals und Kopf aus Gesundheitsrückichten einen Urlaub zu nehmen und seinen Abschied einzureichen. Ich hatte das Glück, ihn nach Nizza begleiten zu dürfen, wo er sich frei und unabhängig der Vertiefung spiritistischer Erkenntnis hingeben wollte. Er war durch die widerfahrene Krankheit in seinem Wesen sehr erschüttert, glaubte fest an meine Mediumschaft und daran, daß sein Minister ein Dummkopf, der Rat seiner seligen Mutter aber gut war.

Er behandelte mich mit einer fast beschämenden Auszeich-

nung, und ihm habe ich es zu verdanken, wenn das Schicksal mein Schiff eine Zeitlang auf die Wogen des reinsten Lebensgenusses emporsteuern ließ. Leider sollte die innige Beziehung zu meinem Marquis durch eben den Spiritismus zerstört werden, der sie geknüpft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

„Eine alltägliche Geschichte.“

(Theater.)

Von
F. M.

Wie eine Illustration zu unserem heutigen Aufsatz „Das Duell und seine Abschaffung“ wirkt die jüngste Neuigkeit des Berliner Lessing-Theaters, das Schauspiel „Eine alltägliche Geschichte“ von Giuseppe Costetti. Der preussische Richter hätte die Fabel des Italieners ganz bequem als lehrreiches Beispiel seinen Ausführungen anreihen können; und der Italiener hätte aus seinem sozialen Reformvorschlage unbedingt ein ergreifendes Drama gestalten müssen, wenn er nur ein Dichter gewesen wäre. Aber selten war auf der Bühne ein Theaterstück zu sehen, in welchem das Problem gleichzeitig so neu und so wertvoll, die Technik jedoch so veraltet und so schlecht gewesen wäre.

Costettis Stück ist (wenn eine durch mehrfache Druckfehler ausgezeichnete Notiz bei Robert Pröhl mich nicht auch darin zu täuschen sucht) schon fünfzehn Jahre alt und dürfte damals geradezu als philosophische Antwort auf das „Weib des Claude“ des jüngern Dumas geschrieben worden sein. Dumas stellt für den betrogenen Ehemann dort das erste Gebot auf: „Du sollst sie töten.“ Costetti erwidert mit der ganzen Lebensweisheit Leporellos: „Laßt sie laufen, sie ist Eures Zorns nicht wert.“ Beide entfernen sich von dem landläufigen Ehrentodez, der dem Ehemann die Waffe in die Hand zwingt; beide wenden sich mit dem preussischen Richter gegen die Duellwut; aber Dumas, der das französische Schwurgericht kennt und nicht ernst nimmt, rät zur Selbsthilfe, also zu einem Verbrechen, der Italiener dagegen hält es mit unserem Richter für das Beste, durch Verachtung zu strafen. Hübsch ist der Satz, mit welchem der exemplarische Ehemann bei Costetti seine Frau zum Vater heimstiehlt: „Ich habe Dich zu sehr geliebt, um Dir verzeihen zu können; ich liebe Dich nicht genug, um Dich zu töten. Geh!“

Die These des Verfassers ist also erstaunlich modern. Und wenn Anzengruber aus dem vierten Gebot ein erschütterndes Drama schaffen konnte, so müßte das auch aus einem ersten und zwölften möglich sein. Möglich gewiß. Aber der Fall, welchen Costetti bearbeiten wollte, schreit ordentlich nach der feinsten psychologischen Darstellung; der italienische Dichter jedoch, dessen Lustspiele sehr gerühmt werden, zwingt seine Moral in eine Erfindung und eine Motivierung hinein, wie sie für eine Posse gerade gut genug wären, für ein so ernsthaftes Drama aber nur durch äußerliche Spannung vor der Gefahr unfreiwilliger Komik bewahrt werden konnten. Wenigstens bei uns, und wenigstens nach der Geschmacksänderung der letzten zehn Jahre.

Es ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß Costetti im ersten Akte den halben und falschen Realismus der Franzosen anwendet, der sehr genau die postalischen Einrichtungen, aber sehr schlecht das menschliche Herz kennt. Am Ende muß der Herzog doch irgendwie erfahren, daß die Herzogin einen Geliebten hatte; und da ist ein falsch adressierter und von der Post deshalb geöffneter Brief ein ebenso gutes Mittel wie ein anderes. In der gesamten dramatischen Weltliteratur sind schon so viele Ehebrüche durch so viele Zufälligkeiten enthüllt worden, daß man die Variationen endlich für erschöpft halten sollte. Also der Herzog liest zum Schlusse des ersten Aufzuges

den „letzten Brief,“ und nun könnte das Stück aus sein, wenn er nicht eben ein anderer Herzog wäre als die Herzöge bei Dumas. Er will die Schuldigen am langsamen Feuer braten und dann erst die Gemarterten verächtlich fortjagen. Nun ist der große Witz und Scharfsinn nicht zu unterschätzen, mit welchem dieser Herzog seine Frau und deren Geliebten peinigt, besonders aber wie er, ohne den Ehrentodez zu verletzen, ein Duell überflüssig, ja scheinbar unmöglich macht. Aber der Herzog lügt. Er will nicht das Liebespaar martern, sondern er ist nur der verkleidete Autor und will uns Zuschauer auf die Folter spannen. Und dies gelingt ihm eine Weile ganz gut mit Hilfe von Hieb- und Schußwaffen, die unaufhörlich von einer Hand in die andere gehen; aber am Ende muß eine solche Wirkung doch versagen, und der verhängnisvolle Pistolenkasten reizt schließlich alle diejenigen zum Lächeln, welche sich nicht gerade vor dem Knallen fürchten. Diese Art von Spannung ist recht brutal und darum sollte das Waffentragen auf der Bühne einmal ernstlich verboten werden. Der Mißbrauch ist fast zum allgemeinen Brauche geworden.

Das Stück, dessen zweiter Akt am stärksten wirkt, hätte übrigens in einer wirklich deutschen Übersetzung ein besseres Schicksal gehabt. Die italienische „schöne Sprache“ ist doch gar zu raffiniert, durch das Jahrtausend ihrer Kultur gar zu abgegriffen, als daß unsere frischere jüngere Sprache sie Wort für Wort wiedergeben dürfte.

Es war ein frivolster aber äußerst lustiger Gedanke von Oskar Blumenthal, daß er dem italienischen Degen- und Mantelstücke einen Scherz von Labiche folgen ließ, der sich wie eine köstliche Parodie auf das Versteckspielen mit dem tragischen Briefe anhörte.

Kleine Kritik.

Gerhard Hauptmann: Das Friedensfest. Eine Familientatastrophy. Bühnendichtung. (Berlin 1890. Verlag von S. Fischer.)

Gerhard Hauptmann hat im vorigen Herbst mit seinem Drama „Vor Sonnenaufgang“ ohne seinen Willen einen Lärm erregt, der in allen Kunstkreisen Deutschlands heute noch nachwirkt. Wir können weder das Aussehen noch den Lärm bedauern. In seiner Rücksichtslosigkeit und in seiner unbeirrten Hingabe an sein Ideal ist er vielleicht die sympathischste Erscheinung des ganzen radikalen deutschen Naturalismus, wenn auch gerade sein Weg in die Irre führen und ihn hoffentlich bald zwingen wird, eine Strecke weit umzukehren, um weiter zu kommen. Er hat seinem ersten Drama nun ein zweites folgen lassen, „Das Friedensfest“, welches er näher als eine Familientatastrophy und dann wieder als Bühnendichtung bezeichnet. Ich will diese Spielerei, sowie manche andere Originalitätsucht in der Bezeichnung der Akte als Vorgänge, in der typographischen Andeutung eines ewigen Stammels aller handelnden Menschen, in den oft gezierten und in ihrem Realismus das Recht des Schauspielers aufhebenden Regienotizen nicht weiter tadeln; es wäre gar zu wohlfeil, sich über diese Jugendlichkeiten lustig zu machen, aber zur Erkenntnis würde dieser Spott nichts beitragen, weil er nicht die Hauptsache trifft. Die Hauptsache aber scheint mir, daß Hauptmann diesmal seine Persönlichkeit besser verborgen und darum seine Menschen mit größter Objektivität gezeichnet, daß er vor allem die Charaktere mit außerordentlichem Talent an der Wurzel ihres Wesens gefaßt hat. Als Studie betrachtet, ist darum diese Familientatastrophy, welche mit leisen Differenzierungen einen verrückten Vater und seine beiden halb verrückten Söhne vorführt, ein entschiedener Fortschritt. Man sieht da wie in das Skizzenbuch eines ungewöhnlich begabten jungen Malers hinein und ruft unwillkürlich: „Bravo, aber nun machen Sie gefälligst ein Bild daraus!“ Ein Drama kann man nämlich das Friedensfest nicht nennen, einerlei, ob man in seinen ästhetischen Forderungen an das Drama auf der äußersten Rechten oder an der äußersten Linken

nicht. Es geschieht nichts, sondern es bleibt unter obligatem Stammeln alles beim alten. Zum Schluß stirbt zwar einer, aber das ist auch nur so zufällig wie in der „Familie Selide.“ Die Gespräche könnten, ebenso charakteristisch aber auch ebenso ziellos, noch einige Stunden weitergehen. So wenig eine Symphonie oder auch ein Wagner'sches Tonstück dadurch zu stande kommt, daß sämtliche Geräusche und Klänge der Straße oder des Waldes oder der Schlacht oder des Viehhoofs einfach neben- und nacheinander nachgeahmt werden, ebenso wenig entsteht ein Drama dadurch, daß irgend ein wirklicher Vorgang aus dem Leben wiederholt wird. Charakteristisch ist am Ende alles, wenn es gut gesehen wird; aber der Künstler that bisher noch aus Eigenem hinzu, um das Kunstwerk zu schaffen. — In einem Motto beruft sich der konsequente Naturalist erstaunlicherweise auf Lessing. Das war überflüssig und gefährlich. Überflüssig, weil es ja wirklich für die Berechtigung des Naturalismus ganz gleichgültig ist, ob Lessing sich dafür oder dagegen citieren läßt; und gefährlich, weil Lessing viel zu logisch schrieb, als daß eine aus ihrem Zusammenhang gerissene Stelle Beweiskraft haben könnte. In seiner Abhandlung über die Fabel wendet sich Lessing gegen den alten Philister Batteux und gebraucht da die Worte, welche Hauptmann für sich in Anspruch nimmt: „Es hat ihnen nie befallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei.“ Lessing denkt offenbar an das bürgerliche Trauerspiel im Gegensatz zur Staatsaktion und ahnt allerdings mit seiner unerhörten Geistesweite schon das psychologische Drama. Aber auf den deutschen Naturalismus paßt weder die Stelle noch die Abhandlung. Lessing ist es gerade, der hier selbst für die kleine Fabel eine Handlung verlangt, die er definiert als: „Eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.“ Batteux habe die Handlung der Fabel mit der Handlung des Dramas viel zu sehr verwirrt. Um den Verlauf der Geschichte bekümmere sich der Fabulist nicht, der dramatische Dichter aber müsse den Fragen (nach dem Schicksal der handelnden Personen) vorbeugen. „Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit Wenigerem begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama.“ Der deutsche Naturalismus könnte ja gegen Lessing recht haben; sicherlich aber giebt ihm Lessing nicht recht.

Zeitgemäße Betrachtungen über schöne Kunst. Von Ronald Kefler. (Berlin, 1890. Siemenroth und Worms.)

Es wäre immerhin zu empfehlen, in einigen feuersicheren Bibliotheken dieses Büchlehen in starke eiserne Kästen zu legen, damit man es in einigen Jahrtausenden oder Jahrzehntausenden wieder vorhole und nachsehe, was von den Prophezeiungen und Wünschen dieses einsiedlerischen Geistes eingetroffen ist. So gar „zeitgemäß“ also erscheinen diese Betrachtungen nicht. Manches ist sogar sehr altmodisch, vieles ist Windmühlkampf, einiges wird lang und breit demonstriert, woran kein Mensch mehr zweifelt. Indessen ist das Schriftchen bisweilen auch für Moderne nicht uninteressant, indem es den Kopf ein wenig über die kleintlichen Kämpfe der Gegenwart erhebt. Unsere Sprachen seien so ziemlich „durchgedichtet“, meint der Verfasser, doch werde früher und später ganz unbewußt von den „Dichtern“, die zunächst bloß mit neuen Lauten spielen, ohne Sinn hineinzubringen, eine neue großartige Sprache geschaffen werden. Überhaupt hält der Verfasser Musik und Poesie für eng zusammengehörig, während die Scala in Wirklichkeit doch ist: Sineseeindrücke (Musik), Gegenstände (Plastik), Begriffe (Sprache und Poesie). — Auf wie hoher Warte Ronald Kefler steht, zeigt der Schlußsatz seiner Schrift: „Und ebenso wie es unzweifelhaft der Wissenschaft einmal gelingen wird, die Bewegung der Erde und aller Gestirne dem Willen des Menschen zu unterwerfen, so daß er dieselbe lenkt, wie er will, in ebenso ungeheurem und ungeahntem Maße wird sich die Kunstentwicklung auf dem unterworfenen Stoffe entfalten, und sie wird Blüten tragen, von deren Schönheit wir auch nicht einmal eine Ahnung aussprechen können.“

Dieser Gedanke ist großartig, aber sicher altmodisch, vorlopernitänisch, geocentrisch und wahrscheinlich falsch. Möglich ist es doch immerhin, daß uns bei der Arbeit höherstehende Wesen anderer Gestirne zu-

vorkommen, und ausgeschlossen ist es nicht, daß vorher unser ganzes Weltsystem in Trümmer geht und alles organische Leben und alle Menschenträume und auch den eisernen Kasten mit Herrn Keflers Schrift begräbt. Dann beginnt eben eine andere Entwicklung von vorn. 1.

Unser heutiges Judentum. Eine Selbstkritik von Dr. S. Leon. (Berlin 1890, Verlag von Waltherr und Apolant.)

Der Verfasser scheint ein braver und besonnener Mensch, und seine Vorschläge sind alle vernünftig, besonders der Gedanke, den jüdischen Feiertag vom Sonnabend auf den Sonntag zu verlegen. Haben selbst Päpste in Kalenderänderungen gewilligt, so sollten Rabbiner sich nicht dagegen sträuben. Auch eine neue Berechnung der jüdischen Feste wäre nicht ausgeschlossen, so daß wenigstens Ostern und Pfingsten mit den christlichen zusammenfielen. Leider begründet Dr. S. Leon seine gute Sache recht schwach und versucht den Gegner nicht so sehr zu entwaffnen, als ihn einzuschläfern.

Tiroler Bauernspiele von Franz Vechleitner. (Eisenach, Bacmeister.)

„An der Hand der Tradition dem stete und innerlich arbeitenden Volksgenossen abgelauscht, angepaßt und nachgebildet“ — so sind nach Vechleitners Ansicht diese Bauernspiele, welche außerdem das „nationale Innere des Volkes“ vergegenwärtigen und endlich eine gedeihliche Verbindung bringen sollen „zwischen den abgestorbenen und versinkenden Welten und einer neuen, ringenden entwicklungsstrebenden Zukunft des Volkes.“ Was Vechleitner hier in nicht gerade musterghültiger Prosa von seinen Dichtungen erwartet, wird sich kaum erfüllen, wenn sie auch „daheim die Zustimmung des Volkes in glänzender Weise errungen“ haben. Wir wenigstens haben nicht vermocht, irgendwelche innerlich nationale Eigenarten aus diesen drei tiroler Bauernspielen herauszulesen, trotz der reichlichen Belehrung und Hinweisung, die Vechleitner in dem Vorwort und den drei Einleitungen giebt. Im ersten Stücke, einem „Nationalspiel“ in fünf Bildern, betitelt „Joseph Spedbacher, der Schützenmajor von Mühl“, wird die Erhebung des tiroler Volkes gegen Frankreich und Bayern, oder wie Vechleitner so schön sagt „wider den fränkischen Raubtitanen“ geschildert, und der Dichter hält sich etwas darauf zu gute, daß er auch eine „kleine Kulturgeschichte des Landes“ giebt. Glücklicherweise wird das mit der Kulturgeschichte nicht so schlimm, wie wir nach dieser Erklärung gefürchtet hatten; es zeigt sich, daß mit der „kleinen Kulturgeschichte“ nur die Wiebergabe des Lokal- und Zeitcolorits gemeint ist. Übrigens ist dieses Stück das beste des Buches, es geht ein frischer, dramatischer Zug durchs Ganze, die Sprache ist meist volkstümlich und oft auch kernig, wie sehr auch die Figuren konventionell gezeichnet sind. Schlimm aber steht es mit der Bauertragödie „Sonnwendgluten.“ Zwar meint Vechleitner, daß hier die Leidenschaft des Volkes „wuchtig und voll wie die Nacht des Aprilwetters treibt und schafft“, wir haben aber nur Künstelei und Praletentum gefunden. Und wenn der Dichter sich rühmt, die vorgeführten Gestalten seien mitten aus dem tiroler Leben auf die Bühne gesprungen, so müßte das ein kurioses tiroler Leben sein. Die Fabel ist die hinfänglich bekannte: die vom Bauernhof verstoßene Dirne rächt sich an dem Großbauern. Und da hier alle anderen Figuren unnatürlich und unecht sprechen, so kann man's auch der wild aufgewachsenen Lenei nicht verdenken, wenn sie droht, sie wolle mit ihren Händen die armeneligen Felsen der Welt zerreißen, und wer feststehen wolle, müsse ein Marmorherz in der Brust und Stahladern im Hirn tragen! Das mag ja so der Gesprächston in den tiroler Alpen sein. — Sehr gespannt waren wir auf die Ritterkomödie „Die Schlangenburg auf Frankenstein“, denn hier verspricht uns Vechleitner unter anderem einen „Abstrich reiner Poesie“ und einen „im buntesten Gewande der Ironie dahinhüpfenden“ Humor. Leider aber findet sich trotz der wiederholten Versicherung des Verfassers weder Humor, noch Ironie, noch Satire — es ist eine bloße Nachbildung der Ritterkomödien, recht und schlecht. Sie ist auch ausgeführt worden und hat in „klarer Milde und gewinnender Frische“ gewirkt. Dann hat man's also als wirkliche Ritterkomödie aufgefaßt, und eine solche heute zu schreiben ist wirklich kein Ruhmestitel.

st.